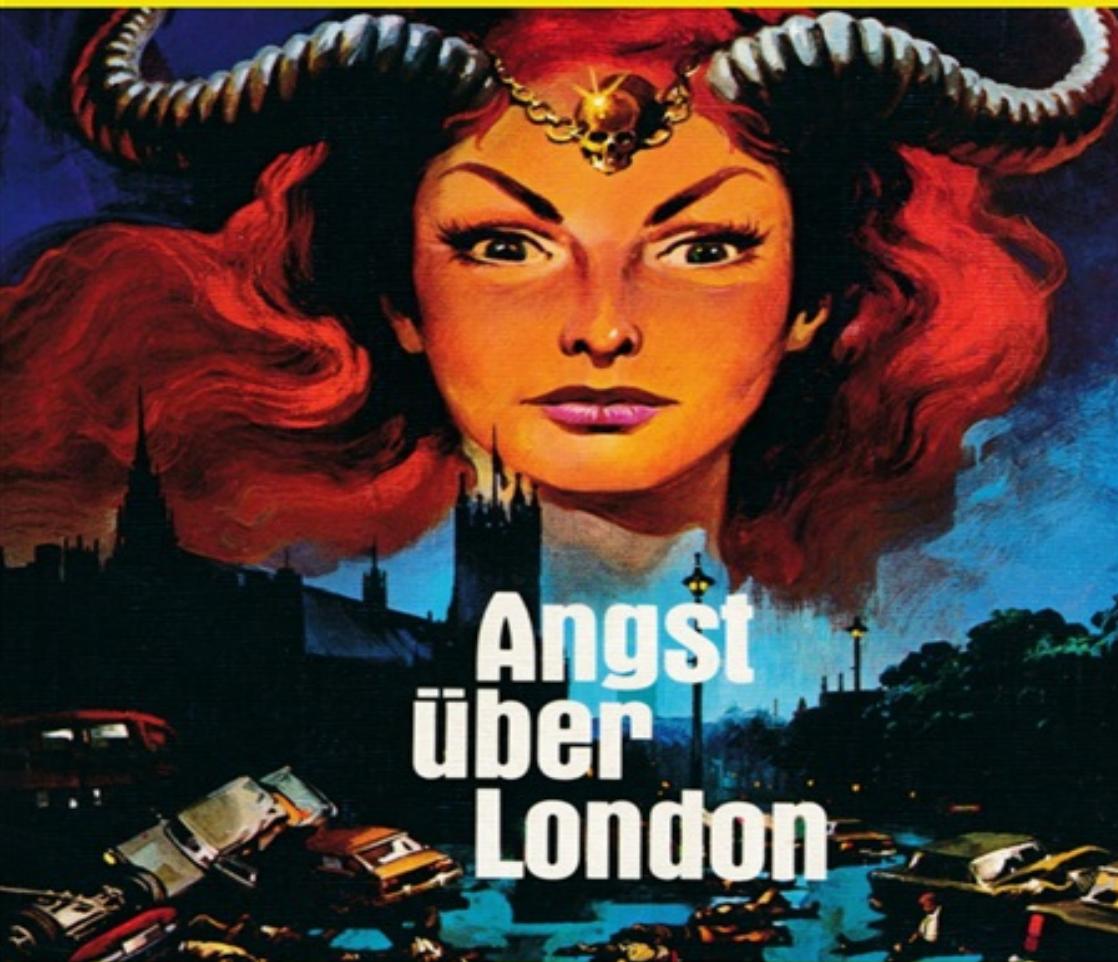


# GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



## Angst über London

**Die große Horror-Serie  
von Jason Dark**

**BASTEI  
LÜBBE**



# **Angst über London**

**John Sinclair Taschenbuch Nr. 1**

***von Jason Dark***

***erschienen am 21.04.1981***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Bastei Verlag

# **Angst über London**

Plötzlich war alles anders. Niemand kannte mich mehr. Weder Sir James, mein Chef, noch Bill Conolly, Suko oder Jane Collins. »John Sinclair? Wer ist das?« hörte ich die Frage. Ich war für meine Freunde ein völlig Fremder. Ich wurde entlassen. Man warf mich zu dem Zeitpunkt aus dem Yard, als es in London zu einem Chaos kam. Menschen brachen zusammen, verloren ihr Gedächtnis, drehten durch und liefen Amok. Niemand wusste, was geschehen war. Und ich, der entlassene Oberinspektor vom Yard, befand mich im Zentrum des Grauens. Bis ich eines Tages auf eine berückend schöne Frau traf, die mehr über die unheimlichen Vorgänge wusste...

Die medial begabte Miriam di Carlo spürte als erste, dass etwas nicht stimmte.

Irgend etwas war anders in dieser Novembernacht. Sie schreckte aus dem Schlaf hoch, saß aufrecht im Bett, hatte die Augen weit geöffnet und starrte in die Dunkelheit. Gleichzeitig lauschte sie. Nichts...

Es blieb ruhig in der letzten Etage des hohen Hauses, in dem Miriam mit zahlreichen anderen Mietern wohnte. Hier erreichte sie auch nicht der Widerschein der Leuchtreklamen. Man kam sich vor wie auf einer Insel.

»Warum bin ich wach geworden?« murmelte sie und fuhr sich mit gespreizten Fingern durch das dunkelbraune zerwühlte Haar, als zwischen den Fingern auf einmal Funken sprühten.

Miriams Hand zuckte zurück. Sie steckte voller Energie, sie war elektrisch aufgeladen, das geschah immer, wenn ein großes Ereignis dicht bevorstand, wenn sie ihre Ahnungen hatte, wenn sie spürte, dass eine fremde Macht in diese Welt eingriff.

Miriam hatte aus ihrer Begabung nie ein Geschäft gemacht. So etwas widerte sie an. Sie behielt ihre Ahnungen und Träume lieber für sich, was vielleicht auch nicht immer gut war. Doch Miriam wollte nicht ins Rampenlicht der Öffentlichkeit gezerrt werden. Sie hasste Publicity. Sie wollte lieber unerkannt bleiben und als Sachbearbeiterin in einem Industrieunternehmen weiterhin ihre Brötchen verdienen.

Aber noch nie hatte sie die Gefahr mit einer solchen Deutlichkeit gespürt wie jetzt, und das erschreckte sie zutiefst.

Ich muss etwas tun, dachte sie, warf die leichte Bettdecke zurück und schwang ihre langen Beine über die Kante.

Sie knipste kein Licht an. Auf nackten Sohlen trat sie ans Fenster und schob den Vorhang ein wenig zur Seite.

Miriam schaute durch den Spalt.

Dunkelgrau lag der Himmel. Gewaltige Wolken verdeckten die Gestirne.

Nichts war anders...

Miriam di Carlo atmete tief durch. Sie stützte die Handballen auf die kalte Fensterbank. Ihr Atem traf die Scheibe, die leicht beschlug. Das lange Haar fiel nach vom. Einige Strähnen verdeckten ihr ebenmäßiges Gesicht wie ein Vorhang.

Die dreißigjährige Miriam konnte man als eine schöne Frau bezeichnen.

Sie hatte eine sportliche Figur und war genau an den Steilen gerundet, die Männer ins Auge fallen. Sie war immer modisch gekleidet und hatte grünblaue Augen, die eine samtene Wärme ausstrahlten. Sie hätte es leicht gehabt bei Männern, doch sie war gewarnt. Eine Ehe hatte sie hinter sich. Ihr Mann hatte sie betrogen. Miriam hatte es dank ihrer medialen Begabung gespürt, sie hatte es ihm auf den Kopf zugesagt und das war dem Ehemann unheimlich gewesen. Er hatte sich verdrückt.

Vor so einer Frau konnte man ja nichts verstecken.

Das war mittlerweile fünf Jahre her.

Miriam wollte sich gerade umdrehen und zum Bett zurückgehen, als sie das Gefühl hatte, ihr Kopf würde in einen Schraubstock gepresst.

Druck von beiden Seiten.

Miriam stöhnte auf, hob die Hände, presste sie gegen ihre Wangen. Mit schreckgeweiteten Augen blickte sie hinunter auf London.

Auf London?

Die Perspektive hatte sich plötzlich verzerrt. Als hätte jemand die Proportionen bei einem Gemälde verschoben. Big Ben befand sich ganz in der Nähe, der Tower, Victoria Station, die hohen Häuser, die Menschen...

»Nein!« flüsterte sie, »nein, das gibt es nicht, das darf nicht wahr sein, bitte...«

Was Miriam di Carlo sah, war der Untergang Londons. Das große Entsetzen, das gewaltige Chaos. London starb...

\*\*\*

Gebäude stürzten ein. Big Ben zerbröckelte, der Bahnhof zerbrach, die Brücken fielen in die Themse, der Tower sah aus wie nach einem schweren Bombenangriff. Und dann die Menschen. Sie waren am allerschlimmsten betroffen. Ihre Wohnhäuser waren nicht mehr zu retten.

Schreiend rannten die Verzweifelten auf die Straße, wo sie von den einstürzenden Mauern der Häuser begraben wurden.

Viele wollten auch mit ihren Wagen fliehen. Die Ampeln funktionierten nicht mehr, viele Straßen waren verschüttet.

London im Untergang!

Dies alles sah Miriam mit erschreckender Deutlichkeit, und sie wusste, dass es auch eintreffen würde. Noch nie hatten ihre seherischen Fähigkeiten versagt.

»Mein Gott!« sie taumelte zurück und spürte, wie heiß ihre Wangen auf einmal waren. Eine Art Nervenfieber schüttelte sie durch. Zum Glück befand sich das Bett in ihrem Rücken. Mit den Waden stieß sie dagegen. Sie fiel auf die Decke und blieb liegen. Ihr Atem ging schnell und keuchend. Der Schweiß lag wie eine Ölschicht auf ihrer Stirn. Sie konnte einfach nicht mehr, dieser Anblick war schwer zu verkraften. Natürlich hatte sich auch ihr Herzschlag beschleunigt. Das Blut rauschte durch die Adern, in ihrem Kopf hämmerte und pochte es.

Sie hatte bereits zahlreiche Visionen gehabt, doch so stark und vor allen Dingen so grauenhaft waren sie noch nie gewesen.

Wach lag Miriam di Carlo auf dem Bett und starnte gegen die Decke, die in der Dunkelheit nur schemenhaft zu ahnen war.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis sie sich einigermaßen beruhigt hatte.

Danach begann sie zu überlegen, was zu tun war. Sollte sie zur Polizei gehen? Kaum, denn da lachte man sie aus. Nicht zum ersten Mal wäre das geschehen. Bei den nüchtern denkenden Beamten hielt man nicht viel von ihren Wahrnehmungen und Voraussagen. Diese Möglichkeit fiel also fort.

Sollte sie die Stadt verlassen? Fliehen, solange noch Zeit war? Auch die Alternative schloss sie in ihre Überlegungen mit ein, andererseits wäre sie sich feige vorgekommen.

Hatte sie nicht die Pflicht, etwas zu tun?

Sie hing an London. Diese gewaltige, herrliche Millionenstadt an der Themse durfte nicht dem Untergang geweiht werden.

Aber konnte sie das überhaupt verhindern?

Miriam war realistisch genug, um ihre Möglichkeit abzuschätzen. Nein, sie würde es kaum schaffen. Dazu reichte die Kraft nicht. Sie war nicht so stark.

»Ich werde noch wahnsinnig«, murmelte sie und richtete sich auf. Dabei beugte sie sich zur Seite, und ihre tastende Hand fand den Schalter der Nachttischlampe. Sie machte Licht.

Miriam di Carlo stand auf und schritt um ihr Bett herum. Sie ging wie eine alte Frau.

Gebeugt, sorgenschwer...

Die kleine Küche lag dem Schlafzimmer gegenüber. Miriam verspürte plötzlich Durst. Sie wollte sich etwas zu trinken holen. Ihre Kehle fühlte sich an wie ein Reibeisen.

Regelrecht ausgedörrt. Sie öffnete die Kühlschranktuer und griff zur Flasche mit dem Mineralwasser. Sie nahm sich nicht die Zeit, ein Glas vollzuschenken, sondern trank direkt aus der Flasche.

Das kalte Wasser tat gut. Ein paar Mal atmete sie tief durch. Durst hatte sie keinen mehr, doch das dumpfe, drückende Gefühl im Kopf war geblieben.

Die Angst ließ sich nicht so einfach ausradieren.

Miriam verließ die Küche und ging zurück ins Schlafzimmer. In der Diele hing eine alte Uhr. Zwei Stunden nach Mitternacht.

Den Rest der Nacht würde sie wohl nicht schlafen können, davon war Miriam di Carlo überzeugt. Sie wollte sich nur ins Bett legen und nachdenken. Noch einmal schaute die Frau aus dem Fenster im Schlafzimmer. Ihre Augen wurden groß, sie begann zu zittern, denn der Himmel hatte sich verändert.

Er war nicht mehr so grau wie zuvor, sondern zeigte einen rötlichen Schein. Und dieser Schein wurde von einem Gesicht abgestrahlt, das in seiner kalten Schönheit beeindruckend war. Und irgendwie passten sogar die beiden Hörner dazu, die aus der Stirn wuchsen. Miriam hatte das Gefühl, als würden die kalten, erbarmungslosen Augen nur sie anschauen, und der Mund verzog sich dabei zu einem wissenden, spöttischen Lächeln.

Miriam di Carlo kannte die Frau nicht, sie hatte sie noch nie gesehen und auch nichts von ihr gehört. Sie wusste nicht, dass es sich um Asmodina, die Tochter des Teufels, handelte...

\*\*\*

Ich hatte in der Nacht sehr schlecht geschlafen. Den Grund wusste ich auch nicht, es war halt so.

Gegen zwei Uhr wurde ich zum ersten Mal wach. Sie kennen das sicher, plötzlich öffnet man die Augen und ist sofort da. Man sitzt im Bett und überlegt, was einen geweckt haben könnte, aber da ist nichts. Man findet es nicht heraus.

Ich stand sogar auf, streckte mir im Spiegel der Diele die Zunge heraus und ging durch die Wohnung. Alles war ruhig, verändert hatte sich nichts. Auf dem Tisch stand noch die leere Bierflasche vom Abend. Ich nahm sie mit in die Küche, stellte sie in den Kühlschrank und trank einen Schluck Saft.

Obwohl mein Durst gelöscht war, wollte das unruhige Gefühl in mir nicht weichen. Irgend etwas lag in der Luft, das spürte ich genau,

und ich hatte in den vergangenen Jahren gelernt, auf solche Zeichen zu achten. Auch spürte ich ein leichtes Brennen auf meiner rechten Wange. Dort saß die sichelförmige Narbe, die ich einem meiner Erzfeinde, Dr. Tod, zu verdanken hatte.

Feinde - derer hatte ich viele.

Nicht nur Dr. Tod und seine Mordliga, sondern sämtliche Schwarzblütler gehörten zu meinen Gegnern. Ich jagte sie, wo immer ich sie antraf, denn nicht umsonst nannte man mich den Geisterjäger. Angestellt bei Scotland Yard und mit einem Sonderausweis versehen, der mir praktisch Tür und Tor öffnete.

Einige Jahre übte ich diesen Job schon aus, ich hatte zahlreiche Erfolge errungen, aber auch große Misserfolge. Es war mir immer noch nicht gelungen, Asmodina zu vernichten oder die Mordliga zu zerschlagen.

Die Dämonen waren im Laufe der Zeit mächtiger geworden, ihre Kampfmethoden subtiler, sie hatten sich ihren Gegnern angepasst und versuchten mit allen Tricks und Kniffen, die Herrschaft über die Menschheit zu erringen.

Ein Einzelgänger wie ich hatte da kaum eine Chance.

Vielleicht hätte ich auch schon längst die Brocken hingeworfen, gäbe es da nicht meine Freunde, die mich unterstützten.

Bill Conolly, der Kämpfe aus alten Tagen. Ehemaliger Reporter, seit einigen Jahren reich verheiratet mit Sheila, einer Konzern-Erbin. Die beiden hatten einen reizenden Sohn namens Johnny. Ich war Patenonkel des Kleinen. Wenn Bill Conolly nur den Hauch einer Chance sah, in einen Fall einzusteigen, dann tat er dies, oft sehr zum Ärger seiner Frau, die große Angst um ihren Mann hatte.

Dann Suko, der Chinese. Er bewohnte mit seiner aus Hongkong stammenden Freundin Shao das Apartment neben mir. Suko war fast immer dabei. Im Laufe der Zeit war er für mich zu einem echten Freund und Helfer geworden. Wir hatten uns oft gegenseitig das

Leben gerettet.

Der eine konnte sich auf den anderen blind verlassen.

Natürlich zählte auch Jane Collins, die Privatdetektivin, zu meinen engsten Freunden. Jane hatte die Gabe, sich immer in gefährliche Fälle hineinzuhängen. Sie riskierte dabei oft Kopf und Kragen. Ich war in sie verliebt, sie in mich, und einer Heirat hätte eigentlich nichts im Wege gestanden, wenn da nicht die gewisse Unabhängigkeit gewesen wäre, die wir beide so liebten. Trotzdem verstanden wir uns ausgezeichnet, von kleinen Ärgernissen und Eifersüchteleien mal abgesehen. Jane war eifersüchtig auf Glenda Perkins, meine Sekretärin beim Yard. Die war das Gegenteil von Jane, schwarzhaarig und vor den Dingen Frau, wenn Sie verstehen, was ich meine. Sie kochte für mich den besten Kaffee der Welt. Wie sie das machte, war ihr Geheimnis.

Zum Kreis meiner Freunde rechnete ich auch Sir James Powell, meinen direkten Vorgesetzten und Chef. Ein Typ, der fast immer griesgrämig wirkte, über seinen Magen schimpfte, aber ein glänzender Organisator war. Ein Mann, auf den man sich verlassen konnte.

Ein weiterer guter Freund saß in Deutschland. Kommissar Mallmann. Er war beim BKA beschäftigt und versuchte dort die Leute davon zu überzeugen, dass Dämonen und Schwarzblütler existierten. Ihn hatte ein besonders schwerer Schicksalsschlag getroffen. Der Schwarze Tod, vor Asmodina mein Hauptgegner, hatte Karin, Willis Frau, direkt nach der Hochzeit getötet.

Will Mallmann hatte lange gebraucht, um darüber hinwegzukommen.

Myxin möchte ich natürlich nicht vergessen. Dieser kleine Magier, der so unendlich viel hatte erdulden müssen, als er es gewagt hatte, sich auf unsere Seite zu stellen und abtrünnig zu werden. Asmodina bestrafte ihn grausam und nahm ihm seine Kräfte. Das war schlimmer

als der Tod, denn der Magier war einst ein mächtiger Dämon. Dass er sich auf unsere Seite gestellt hatte, verdankten wir der Feindschaft zwischen ihm und dem Schwarzen Tod, die im alten Atlantis ihren Ursprung hatte.

Myxin unterstützte uns und bekam dafür die Quittung. Jetzt versuchte er verzweifelt, einen Teil seiner Kräfte zurückzubekommen. Aber er musste es so anstellen, dass Asmodina nichts merkte, denn dann würde sie ihn erbarmungslos töten.

So sah also das Sinclair-Team aus, wenn ich es mal so nennen darf.

Einer konnte sich auf den anderen verlassen. Dieses Wissen gab mir immer wieder Hoffnung, erneut gegen den überstarken Gegner anzutreten. Ich ging wieder zurück ins Schlafzimmer und stieß mir am Türfutter den linken großen Zeh, weil ich barfuß lief.

Ich setzte mich auf die Bettkante. Oft dachte ich über die Zukunft und auch die Vergangenheit nach, vor allen Dingen in den Nächten, wo ich wenig Schlaf fand. Aber warum konnte ich nicht schlafen? Was war der Grund? Organisch war ich völlig gesund, auch meine Nerven konnte ich als gesund bezeichnen. Es musste also etwas anderes sein. Eine Bedrohung, eine Ankündigung, etwas Schlimmes, das in der Luft lag. Bei diesem Gedanken stockte ich sollte das tatsächlich der Fall sein, stand mir was bevor. Manchmal hat man ja einen sechsten Sinn, und ich hatte mir angewöhnt, auf mein Unterbewusstsein zu hören. Es hat mich selten im Stich gelassen.

Zwei Uhr vierundzwanzig!

Fast eine Stunde war ich schon auf den Beinen. Das musste sich ändern.

Ich legte mich wieder zurück, schloss die Augen und versuchte einzuschlafen.

Es klappte nicht.

Auch das berühmte Schäfchenzählen brachte mir keinen Erfolg, die innerliche Unruhe war zu groß. Manchmal hatte ich das Gefühl, mein

Blut würde schneller als bisher durch die Adern laufen, die Aufregung, die Nervosität machten sich bemerkbar. Ich öffnete die Augen und starrte gegen die Decke.

Wer oder was braute sich da wieder zusammen? Diese Frage quälte mich. Ich lag weiterhin wach, überlegte hin und her, doch zu einem Ergebnis kam ich nicht.

Schließlich fiel ich doch in einen unruhigen Schlaf, der mit seltsamen Träumen gespickt war.

Ich sah mich in Asmodinas Klauen, die mich wie eine Puppe hin und her schüttelte. Dabei lachte sie lauthals und warf mich dem Teufel zu, der sein Maul aufriss und mich verschlang.

Dadurch wurde ich wach.

Fünf Uhr!

Auf die Minute.

Oder nicht? War meine Uhr stehengeblieben? Es konnte durchaus später sein.

Ich stand auf und schaute aus dem Fenster. Draußen war es noch dunkel, kein heiler Streifen zeigte sich am Horizont. Der würde erst später auftauchen.

Demnach war die Uhr doch stehengeblieben und der Wecker auch.

Seltsam, wirklich. Wenn eine Uhr stehengeblieben wäre, hätte ich das noch verstanden, aber beide zusammen, das war mehr als ungewöhnlich. Dabei ahnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht, dass ich in den schlimmsten Fall meines Lebens hineingeriet. Ich zog die Uhr auf.

Zuerst die am Arm, dann den Wecker. Und trotzdem liefen sie nicht weiter.

Das war doch nicht möglich. Zwei Uhren auf einmal defekt. Dahinter steckte schon Methode.

Schlafen konnte ich sowieso nicht mehr, deshalb stand ich auf und überlegte, ob ich Suko fragen sollte. Vielleicht war ihm eine

peinliche Sache passiert.

Nein, Shao und Suko wollten sicherlich noch schlafen. Ich konnte ihn nachher vom Büro aus anrufen. Ich schlüpfte aus dem Schlafanzug, ging pudelnackt durch die Wohnung und stellte mich unter die Dusche. Zuerst heiß, dann kalt und so weiter.

Als ich mich abtrocknete, fühlte ich mich so, als hätte ich sechs Stunden geschlafen und nicht nur drei. Während der Elektrorasierer meine Stoppeln wegschabte, dachte ich wieder über die beiden Uhren nach.

Ich wollte sie mit ins Büro nehmen und später bei einem Uhrmacher vorbeibringen.

Noch vor dem Anziehen setzte ich Kaffewasser auf, steckte Toast in den Röster und holte Marmelade und Käse.

Ich erzähle das alles der Reihe nach, weil auch die Kleinigkeiten eine große Bedeutung bekommen sollten. Alles lief völlig normal. Das einzige war eben, dass meine Uhren nicht tickten und ich fast zwei Stunden früher auf den Beinen stand als gewöhnlich.

Ich trank den Kaffee. Er war nicht mal halb so gut wie der von Glenda Perkins. Auf ihren Kaffee freute ich mich besonders. Hoffentlich kam sie heute ein paar Minuten früher, damit ich nicht so lange zu warten brauchte.

Ich ließ mir Zeit mit dem Frühstück und fuhr gegen sechs Uhr nach unten in die Tiefgarage, wo auch mein Bentley stand. Unterwegs nahm ich noch eine Zeitung mit.

Mit mir zusammen verließen einige Frühaufsteher den unterirdischen Komplex.

Zum Glück herrschte noch nicht so arg viel Verkehr. Ich kam gut voran und benötigte für die Strecke zum Yard zehn Minuten weniger als sonst.

Wie schon oft benutzte ich den Hintereingang. Der Portier sah mich nicht. Er stand gebeugt in seiner Kanzel und kramte in einer

Schublade herum.

Ein Lift stand bereit, und ich gondelte hoch in mein Büro.

Alles leer.

Ich machte Licht, setzte mich hinter meinen Schreibtisch und hörte auf das Summen der Heizung. Dann blätterte ich die Zeitung durch, las hier und da einen Artikel und einen Kommentar über die amerikanische Atomwaffenstrategie. Bei solchen Berichten läuft mir immer ein Schauer über den Rücken. Als gäbe es nicht schon genug Ärger auf der Welt, nein, die Menschen mussten aufrüsten.

Mein Blick fiel auf den Aktenstapel. Da hatte sich wieder einiges angesammelt, zudem fehlte noch eine Spesenabrechnung.

Die füllte ich aus und legte sie Glenda auf den Schreibtisch. Alles O.K.

Die Berichte über die Vorfälle der Nacht waren schon eingetroffen. Bei einer Zigarette überschlug ich sie. Viel war nicht passiert und schon gar nichts, was mich beruflich hätte interessieren können. Das Wetter im November hielt selbst Ganoven zurück und Dämonen anscheinend auch.

Auf dem Flur schlugen die Türen. Die ersten Mitarbeiter trafen ein. Ich hoffte, dass Glenda auch dabei sein würde. Dann bekam ich endlich meinen Kaffee. Sie ließ noch auf sich warten.

Die Zeit verging viel zu langsam. Ich holte meine Uhren hervor und stellte sie auf den Schreibtisch, damit ich sie nur nicht vergaß. Allerdings fühlte ich mich ohne Armbanduhr irgendwie nackt, deshalb legte ich sie doch um.

Draußen wurde es langsam heil. Der erste graue Streifen kroch über den Himmel und wurde immer breiter. Er schob die Dunkelheit der Nacht regelrecht weg.

Dann kam Glenda.

Ich sah sie nicht, sondern hörte sie. Meine Sekretärin erkannte ich schon am Gang auf dem Flur. Diese schnellen, etwas hastigen

Schritte waren zu markant. Glenda betrat das Vorzimmer. Sie drückte die Tür zu und wandte sich um.

Glenda trug einen Trench, der in der Taille von einem Gürtel gehalten wurde.

Sie drehte sich halb, und ich hatte mich erhoben. Jetzt musste sie mich sehen.

Sie sah mich, doch ihr Gesicht nahm einen ungeheuer erstaunten Ausdruck an.

Ich lachte. »Da staunen Sie, was? So früh bin ich schon im Büro, liebe Glenda. Und jetzt seien Sie so gut und kochen Sie mir eine Tasse von ihrem Besten.« Glenda schüttelte den Kopf. Anscheinend konnte sie noch immer nicht fassen, mich hier zu sehen.

Mein Lächeln zerbrach. »Ist irgend etwas? Habe... habe ich etwas an mir?«

»Nein, nein, Mister.«

Mister, hatte Sie gesagt! Komisch...

»Was ist?«

Glenda Perkins schluckte. »Wer... wer sind Sie, Mister? Und was machen Sie in diesem Büro?«

Da wurde doch der Hund in der Pfanne verrückt. Glenda Perkins kannte mich nicht mehr oder wollte mich nicht kennen. Ganz ruhig bleiben, sagte ich mir, ganz ruhig.

Ich lächelte noch. »Sie fragen also, wer ich bin, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich bin John Sinclair. Oberinspektor John Sinclair. Angestellter Ihrer Majestät der Königin. Alles klar?«

»Sie sind nicht John Sinclair!«

Die Antwort klang so bestimmt, dass mir mein Lächeln auf den Mundwinkeln gefror.

»Wiederholen Sie das noch mal, bitte?«

»Gern.« Sie sagte mir die gleichen Worte.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Entweder war sie verrückt oder ich.

»Okay, ich bin nicht John Sinclair. Dann seien Sie wenigstens so gut und machen mir einen Kaffee.«

»Wie käme ich dazu, für einen Fremden den Kaffee zu bereiten«, erklärte mir Glenda.

Das war harter Tobak!

Ich setzte mich.

Glenda kam näher. Vor meinem Schreibtisch blieb sie stehen. Ihre dunklen Augen blitzten. »Und jetzt verschwinden Sie hier, Mister. Aber auf der Stelle. Hauen Sie ab! Ich will Sie nicht mehr hier sehen. Machen Sie, dass Sie wegkommen!«

Ihr Gesicht wurde rot vor Anstrengung. Sie war auch wütend.

Nicht nur sie. Auch mir kochte die Galle über. »Verflucht noch mal!« zischte ich. »Was wird hier eigentlich gespielt? Bin ich in einem Irrenhaus gelandet?« Ich schüttelte den Kopf und schlug mir gegen die Stirn. »Ich heiße John Sinclair. Soll ich Ihnen, meiner Sekretärin, noch den Ausweis zeigen, um dieses zu beweisen?«

»Nein, das ist nicht nötig.«

»Na bitte. Dann ist ja alles okay.« Ich lächelte wieder. »Kochen Sie mir endlich einen Kaffee. Bitte...«

Glenda ging überhaupt nicht auf das Thema ein. »Sie sind also nicht willens, das Büro zu räumen?«

»Nein.«

»Das ist Ihr letztes Wort?«

»Sicher!«

»Dann lasse ich Sie entfernen.« Glenda machte auf der Stelle kehrt und ging in ihr Büro.

Zwei Sekunden hockte ich fest geleimt auf meinem Stuhl. Dann sprang ich auf. Ich brauchte weniger Schritte als Glenda. Noch bevor sie den Hörer abnahm, war ich bei ihr und riss sie an der Schulter

herum.

»Lassen Sie mich los!« fauchte Glenda.

»Nein!«

Klatsch! Da hatte ich eine Ohrfeige sitzen. Die Hand hieb gegen meine linke Wange, die sofort rot wurde und anfing zu brennen.

Ich wusste überhaupt nicht, was ich sagen sollte.

Glenda Perkins, meine Sekretärin, hatte mir eine Ohrfeige gegeben.

Das... das war doch nicht drin. Die musste verrückt geworden sein, durchgedreht haben. Unmöglich, so etwas.

Glenda wandte sich wieder dem Telefon zu. Da jedoch wurde die Tür aufgestoßen.

Sir James Powell erschien.

Glenda wirbelte herum. Erleichterung machte sich auf ihrem, aber auch auf meinem Gesicht breit. Jetzt würde bald alles geklärt sein.

Bevor ich noch etwas sagen konnte, hatte Glenda schon reagiert. »Sir!« rief sie laut, und ihre Stimme vibrierte dabei. »Diese Person«, dabei deutete sie auf mich, »saß hier in Sinclairs Büro und behauptet frech, John Sinclair zu sein.«

Sir James nickte. Dann drehte er den Kopf und schaute mir ins Gesicht.

Die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern funkelten, und in mir machte sich so etwas wie eine Ahnung breit.

»Wer sind Sie?« fragte mich mein Chef.

Nein! Nein! Das durfte doch nicht wahr sein. Da lief doch was falsch.

Waren denn alle hier wahnsinnig? »Ich bin John Sinclair«, wiederholte ich zum X-ten Mal. »Oberinspektor bei Scotland Yard. Und Sie sind Sir James Powell, mein Vorgesetzter und stehen im Range eines Superintendenten. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

»Das haben Sie. Aber Sie können nicht behaupten, John Sinclair zu

sein.«

»Tut mir leid.«

Ich hob die Schultern. Dann lachte ich. Ja, ich lachte, weil es zum Weinen zu lustig war. Lauthals schallte mein Lachen. Die Kollegen im Flur mussten es hören, bis Sir Powell eingriff.

»Halten Sie Ihren Mund!«

Mein Lachen brach.

Der Superintendent fixierte mich scharf. »Wenn Sie nicht freiwillig gehen, lasse ich Sie hinauswerfen!«

»Ich denke gar nicht daran!«

Sir James Powell drehte sich um und ging zur Tür. »Moment!« sagte ich.

»Brauchen Sie Beweise, dass ich John Sinclair bin?«

»Nein, Sie sind es nicht und fertig.«

»Aber ich habe mein Kreuz, ich habe meine Beretta, meinen Ausweis.«

»Ich kann Ihnen...«

»Sie können nur verschwinden!« Sir Powell öffnete die Tür.

Sekundenlang starre ich in den Flur. Ich überlegte, ob ich es darauf ankommen lassen sollte, entschied mich aber dafür, den Rückzug anzutreten.

Auf dem Flur schaute ich mich nicht um. Kollegen begegneten mir. Sie grüssten, als wäre ich ein Fremder. Mit dem Lift fuhr ich nach unten.

Jetzt hielt mich der Pförtner an. »Wo wollen Sie hin?« Er hatte gesehen, dass ich den Hinterausgang benutzte.

»Zum Parkplatz. Dort steht mein Wagen.«

»Gut.«

Der Mann schaute mir nach, bis ich die Fahrertür geöffnet hatte. Wütend knallte ich sie ins Schloss. Ich drehte mich zur Seite und blickte an der Fassade des Yard Building hoch.

Es war zu meiner zweiten Heimat geworden. Und man hatte mich rausgeworfen wie einen räudigen Dieb. Was steckte dahinter?

Ich fuhr nach Hause.

Diesmal allerdings langsam, denn ich wollte und ich musste nachdenken.

Zuviel war passiert.

Man hatte mich nicht erkannt. Ich war plötzlich für die Kollegen im Yard ein Fremder. Wieso? Warum - was war geschehen?

An einer Ampel musste ich halten.

Ich schaute aus dem Fenster. Links sah ich den St. James Park. Die Bäume hatten mittlerweile ihr letztes Laub verloren. Ein skurriles Gebilde aus kahlen Ästen reckte sich dem bleifarbenen Novemberhimmel entgegen. Einige Krähen hockten auf den Ästen. Die schwarzen Vögel passten zu dieser Zeit.

Hinter mir wurde gehupt.

Die Ampel war längst umgesprungen, ich gab wieder Gas und fuhr langsam an.

So etwas war mir noch nie in meinem Leben passiert. Am liebsten hätte ich mich in einen Pub verkrochen und mich volllaufen lassen. Mein Verstand allerdings sprach dagegen. Ein Rausch brachte nichts ein. Ich musste einen klaren Kopf behalten.

Mal sehen, was Suko zu all dem sagte. Hoffentlich erkannte der mich noch.

London war völlig normal. Ich schaute aus dem Fenster, sah den fließenden Verkehr, die Menschen auf den Gehsteigen, den Trubel, die Hektik der Morgenstunden. Ein Tag wie jeder andere.

Leicht dunstig, nur ohne Regen oder Schnee. Es war auch nicht sehr kalt. Der Frost der letzten Tage hatte sich verflüchtigt.

Ein schüchterner Sonnenstrahl verirrte sich durch das Wolkengewirr und zeichnete ein helles Quadrat auf die Hausdächer.

Ein Bus überholte mich. Kinder winkten, ich lächelte nicht einmal.

Zu schwer waren die Gedanken.

Was stimmte da nicht? Welch eine Teufelei steckte dahinter, denn dass es so sein musste, daran gab es für mich keinerlei Zweifel. Nicht ich reagierte unnormal, sondern die anderen. Oder hatte man mich doch magisch beeinflusst?

Das wäre allerdings stark gewesen, denn normalerweise schützte mich mein Kreuz vor solchen Attacken, und das legte ich auch während der Nacht nie ab. Ich erreichte das Hochhaus, in dem meine Wohnung lag, lenkte den Bentley in die Tiefgarage und fuhr in meine reservierte Parktasche, Eilig hatte ich es nicht, als ich dem Fahrstuhl zusteuerte und mich nach oben schießen ließ.

Ich ging über den Flur. Niemand begegnete mir. Eigentlich hätte ich auch durch den Haupteingang das Haus betreten können, doch instinktiv war ich davor zurückgewichen.

Zweite, dritte – die vierte Tür.

Dort wohnen Shao und Sukos.

Vor der Tür blieb ich stehen. Das, was für mich normal gewesen war, wurde plötzlich zu einem Problem.

Ich dachte darüber nach, ob ich klingeln sollte. Eigentlich Irrsinn. Und doch zögerte ich. Dann »wagte« ich es. Der Klingelknopf verschwand unter der Spitze meines Zeigefingers.

Ich hörte die Schelle und die leichten Schritte, als sie sich der Tür näherten.

»Sie wünschen, Mister?«

»Mister?« echte ich. »Aber Shao, ich bin doch... Himmel, erkennst du mich denn nicht?«

»Nein, ich wüßte nicht, was ich mit Ihnen zu tun haben sollte. Es tut mir leid.«

»Was ist denn los?« Aus der Wohnung vernahm ich Sukos Stimme. Dann tauchte er selbst auf. Sukos trug eine Cordhose und ein weit fallendes Hemd.

Shao drehte sich um. »Da behauptet jemand, daß ich ihn kennen müßte.«

»Laß mich mal.« Suko schob seine Freundin zur Seite.

»Ja, erkennst du mich denn nicht!« sprach ich den Chinesen an.

»Nein. Müßte ich das?«

»Ich bin John Sinclair.«

Sukos Gesicht war bisher noch freundlich gewesen, doch jetzt änderte sich der Ausdruck. Er wurde abweisend. »Wenn Sie mich auf den Arm nehmen wollen, Mister, dann versuchen Sie es woanders. Nicht hier. Diese faulen Ausreden kenne ich jetzt. Ich weiß nicht, wer Sie und was Sie sind. Versuchen Sie nur nicht, mich an der Nase herumzuführen. Verschwinden Sie jetzt.«

Das war ein Ding. Selbst Suko erkannte mich nicht. Ich trat mit dem Fuß auf. »Verdammter, ich bin wirklich John Sinclair!«

»Gehen Sie!«

»Nein!«

Bewusst trat ich noch einen halben Schritt vor, denn ich wollte endlich Klarheit haben.

Den Schlag sah ich gar nicht. Ich spürte wohl seine Wirkung. Etwas explodierte an meiner Brust, ich flog zurück und krachte gegen die andere Wand des Ganges. Für einen Moment japste ich nach Luft. Suko hatte Kraft, und der Schlag war nicht von schlechten Eltern gewesen.

Breitbeinig blieb der Chinese auf der Türschwelle stehen. »Reicht Ihnen das?«

Ich schüttelte mich. »Ja!« keuchte ich. »Schätze, es reicht.«

Suko nickte noch und knallte die Tür zu. Ich aber stand da wie ein begossener Pudel im Gang und verstand die Welt nicht mehr. Ich begriff einfach nichts. Meine Wohnung lag nebenan. Ich schloss auf und schlug wütend die Tür hinter mir zu.

Ohne den Mantel auszuziehen, ließ ich mich im Wohnzimmer in den

Sessel fallen.

Ich konnte nicht mehr. Ich brauchte jetzt Ruhe, um einen klaren Gedanken fassen zu können. Ich musste alles der Reihe nach durchchecken.

Noch einmal ging mir das durch den Kopf, was ich erlebt hatte. Jedes Detail, jede Reaktion, aber zu einem Ergebnis kam ich nicht. Ich wusste nur, dass etwas im Gange war.

Das Telefon stand in erreichbarer Nähe. Ich brauchte nur denn Arm lang zu machen.

Bills Nummer kannte ich auswendig.

»Conolly!« meldete sich der Reporter.

»Ich bin's.«

»Hi, John.« Bill erkannte mich schon an der Stimme. »Was verschafft mir die Ehre deines Anrufes? Und dazu noch in dieser frühen Morgenstunde. Geht's wieder los?«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Bill hatte mich erkannt. Phantastisch.

Meine Stimme schien ich doch noch behalten zu haben. »Kann ich zu dir kommen?«

»Klar, und wann?«

»Sofort.«

»All right, mach dich auf die Socken, alter Junge. Ich mixe uns einen schönen Rum. Spezialmarke Conolly.«

»Geht in Ordnung«, erwiderte ich lachend und legte den Hörer auf.

In diesem Augenblick war ich richtig euphorisch. Ich lebte auf. Bill hatte mich erkannt.

Klar, mein alter Freund und Spezi, mit dem ich so manche Schlacht geschlagen hatte. Mit dem Reporter wollte ich das Problem durchsprechen. Gemeinsam würden wir sicherlich einen Weg zur Lösung des Problems finden.

Ich zündete mir die zweite Zigarette an, als ich im Auto saß.

Diesmal musste ich quer durch London. Unterwegs tankte ich noch. Eine teure Notwendigkeit. Wenn mein Arbeitgeber mich nicht unterstützt hätte, würde ich wahrscheinlich mit einem Kleinwagen durch die Gegend rauschen.

Nachdem die Straßenschluchten der City hinter mir lagen, kam ich viel besser voran. Die Conollys wohnten in einem ruhigen Villenviertel, in dem es tatsächlich noch stille Oasen gab. Dort wuchsen alte Bäume, da war die Umwelt noch fast okay.

Ich bog in die Straße ein. Bills Haus lag auf einem künstlich abgeschütteten Hügel. Vom Tor aus führte ein breiter Weg zum Bungalow hoch. Bill hatte mich schon gesehen. Die laublosen Bäume nahmen ihm nicht mehr die Sicht.

Automatisch schob sich das Tor zur Seite.

Ich fuhr durch.

Der Weg zum Haus war für den Bentley breit genug. Ich rollte auf den kleinen Parkplatz, fuhr eine Kurve und stellte den Wagen so ab, dass er mit der Schnauze in Fahrtrichtung zeigte.

Dann stieg ich aus.

Bill Conolly stand an der Tür. Er lächelte mir entgegen. Doch als ich näher kam, gefror sein Lächeln. Ich merkte es, und es traf mich wie ein Hammer. Nein, nicht schon wieder! schrie es in mir.

Und Bill Conolly fragte: »Wer sind Sie denn, Mister?« Wie viele Jahre kannten wir uns? Über zehn waren es.

Wir hatten gemeinsam gekämpft, hatten zusammengehalten wie Pech und Schwefel, und jetzt dies. - Bill kannte mich nicht.

Ich war für ihn ein Fremder.

»Ich habe Sie etwas gefragt«, erinnerte mich der Reporter.

Zwischen meinem Wagen und der Haustür war ich stehengeblieben. Der Wind spielte mit meinem Jackett. Ich starrte zu Boden und hob verlegen die Schultern. »Entschuldigen Sie«, sagte ich leise. »Es war wohl ein Irrtum.«

»Das will ich meinen.«

Dann erschien Sheila, Bills Frau. Sie hatte den kleinen Johnny auf dem Arm. Ein Hoffnungsfunkel durchzuckte mich. Vielleicht würde Sheila mich erkennen.

Nein, ihre nächsten Worte bewiesen es. »Du hast Besuch, Bill?« fragte sie erstaunt.

»Ja, ein Mann, der sich als John Sinclair ausgibt und sogar einen Bentley fährt.«

Sheila trat unwillkürlich einen Schritt zurück und fasste ihren kleinen Sohn fester.

»Gehen Sie jetzt!« sagte Bill scharf.

»Natürlich!« Ich öffnete die Wagentür und setzte mich hinter das Lenkrad.

Durch die Scheibe schaute ich auf das Ehepaar und den kleinen Johnny.

Die Gesichter wirkten kalt und abweisend. Nein, ich gehörte nicht hierher, ich war ein Einzelgänger geworden, von einer Stunde zur anderen.

Plötzlich kam mir das, was alles einmal so vertraut gewesen war, kalt und leer vor. Ich fuhr zwar durch den Garten dem Tor entgegen, doch ich sah ihn gar nicht. Ich schaute stur geradeaus. Das Tor stand noch offen.

Kaum war ich hindurch, als es auch schon wieder in der Schiene zurückrollte. Wenn ich mein Gefühl beschreiben sollte, ich könnte es gar nicht. In meinem Innern war etwas zerbrochen, kaputtgegangen. Ich war in meiner Heimatstadt zu einem völlig Fremden geworden, zu einer ausgestoßenen Person, und ich wusste nicht einmal, wer dahintersteckte. Ich ahnte es zwar, aber der Feind ließ sich nicht blicken.

Er blieb im Dunkeln. Noch, musste man wohl sagen...

Ich fuhr wieder nach London hinein. Mein Ziel war nicht das Yard

Building, denn dort hatte ich nichts mehr zu suchen. Ich wollte nach Hause fahren, mich in die Wohnung setzen und überlegen, wie es weitergehen sollte.

An einem kleinen Café in Soho machte ich eine kurze Pause. Es war den französischen Bistros nachempfunden. Man saß auf Korbstühlen, trank, aß vielleicht eine Kleinigkeit und unterhielt sich.

Ich bestellte mir eine große Tasse Kaffee und rührte ihn mit der Milch cremig. Da ich einen der kleinen runden Tische am Fenster ergattert hatte, konnte ich nach draußen schauen und die Menschen beobachten.

Sie waren nicht anders als sonst. Nichts wies darauf hin, dass sie sich unter einem Attrappe befanden. Die jungen Mädchen gaben sich schick, lässig oder waren einfach nur fröhlich. Sie saßen mit ihren Freunden zusammen, plauderten und ließen den lieben Gott einen guten Mann sein.

Das war normal.

Ich trank die Tasse leer und zahlte. Den Mantel ließ ich offen, als ich zum Parkplatz zurück schlenderte. Meine Hände vergrub ich tief in den Taschen.

Ich war wohl einer der wenigen, der hier Zeit hatte. Die anderen hasteten an mir vorbei.

Ich erreichte meinen Wagen und startete. Langsam rollte ich zu meiner Wohnung. Ich hatte es ja nicht eilig, niemand wartete auf mich. Auch nicht Suko. Er hatte mir drastisch zu verstehen gegeben, was er von mir hielt.

Ich wohne in einer ziemlich befahrenen Straße. Das Haus steht etwas versetzt, so, dass davor noch Rasen war.

Den Weg war ich Hunderte von Malen gefahren, und eigentlich lag auch kein besonderer Grund vor, warum ich gerade heute meinen Kopf leicht einzog und durch die Scheibe schräg zu dem hohen Haus hinschielte.

Und da sah ich es!

Das obere Drittel des Hauses begann zu schwanken, als wäre es aus Gummi. Es glitt erst nach rechts, dann nach links. Unwillkürlich fuhr ich links heran und bremste, ließ den Motor aber laufen.

Noch hatten andere nichts bemerkt, und ich glaubte an eine Täuschung, bis sich das obere Drittel des Hauses langsam nach vorn neigte und die gewaltigen Tonnen aus Beton, Glas und Steinen der Erde entgegen kippten.

\*\*\*

Woran ich in diesem Augenblick dachte, waren meine Freunde. Ich dachte an Suko, Shao und daran, dass ich weg musste, sonst würde ich von den Massen begraben. Die ersten Schreie.

Ich gab Gas!

Der Bentley machte einen gewaltigen Satz. Er sprang vor wie ein Raubtier, das Beute gewittert hatte. Hoffentlich reichte es.

Ich raste, während hinter mir die Hölle los war.

Vor mir schaukelte ein Lastwagen. Ich riss das Steuer herum, kam haarscharf an einem Taxi vorbei, und im nächsten Augenblick donnerten die Tonnen von Gestein auf die Erde.

Hinter mir versank die Welt in einer Wolke von Staub und Trümmern.

Autos wurden deformiert, einfach plattgedrückt, Menschen schrien ihre Angst heraus. Viele rannten noch und wurden von den Trümmern eingeholt. Auch der Bentley blieb nicht verschont. Etwas krachte auf das Dach, und auch an der Seite bekam der Wagen einen heftigen Schlag.

Wenige Sekunden später hüllte eine Staubwolke mich und das Fahrzeug ein.

Ich zog den Bentley kurzerhand nach links, fuhr mit der Schnauze in eine schmale Einfahrt hinein und stoppte.

Gurt los, Tür auf, raus aus dem Wagen.

Dann rannte ich zurück, blieb aber schon nach wenigen Schritten stehen.

Mir bot sich ein Bild des Grauens!

Ich stand da, hatte die Hände zu Fäusten geballt und fühlte es vom Magen her heiß in meiner Kehle hochsteigen. Ich glaubte mich in einen Katastrophenfilm versetzt.

Auf der Straße lag ein gewaltiger Schuttberg. Er türmte sich dort mehrere Stockwerke hoch auf, hatte sich ausgebrettet und auch die gegenüberliegenden Häuser schwer in Mitleidenschaft gezogen. Ein kleiner Bau war zerstört worden, bei einem anderen fehlten die Fensterscheiben, und ein Dach war abgerissen worden. Dann richtete ich meinen Blick nach links, dorthin, wo das eingefallene Haus stand.

Es war nur noch ein Fragment. Die obersten Stockwerke waren weggeplatzt. Meine Wohnung gab es nicht mehr, ebenso wenig Sukos.

Ein paar Stahlträger reckten sich noch in den grauen Novemberhimmel, Zeugen des Untergangs, und eine gewaltige Staubwolke trieb langsam davon.

Mir war nichts passiert.

Doch anderen Menschen genug.

Ich hörte die Schreie, nahm das Entsetzen in mich auf, sah die Panik, in der die Menschen wegrannten. Viele glaubten an ein Erdbeben, doch ich allein wusste, dass dies nicht stimmte.

Irgend jemand hatte zu einem gewaltigen Schlag ausgeholt, und es hätte mich nicht gewundert, wenn Asmodina lachend auf dem Schuttberg gestanden und ihren Triumph ausgekostet hätte.

Die Trümmer hatten alles begraben. Bäume, Fahrzeuge, Menschen. Es war das schlimmste Chaos, das ich je gesehen hatte.

Dann heulten die ersten Sirenen. Polizei, Feuerwehren und Rettungswagen rasten heran. Sie würden eine verdammt traurige

Aufgabe zu erfüllen haben. Die Menschen mussten die Toten unter den Trümmern bergen. Und vielleicht befanden sich auch meine Freunde darunter.

Eine Lautsprecherstimme erklang. Die Neugierigen sollten die Fahrbahn räumen, damit die Rettungswagen durchkamen.

Ich ging zurück und drückte mich in einen Hauseingang. Die Kollegen konnten vorbei.

Erste Rettungstrupps erkletterten den Trümmerberg. Feuerwehrleute mit Schaufeln und Hacken machten sich an die Arbeit. Als ich das sah, hielt ich es nicht länger in der Hauseinfahrt aus. Ich selbst ging auf den Einsatzleiter der Feuerwehr zu und bat, mitarbeiten zu dürfen.

Er gab sein Okay.

Ich bekam die Schaufel genau in dem Augenblick, als die ersten Toten aus den Trümmern geholt wurden. Ich schloss mich einer Gruppe von drei Feuerwehrleuten an, die auf den Trümmerberg kletterten und mit Hacken und Schaufeln sich einen Weg zu den Verletzten oder Toten bahnten.

Neben einem jungen Mann, dem die Tränen über das blosse Gesicht liefen, begann ich zu schaufeln. Verbissen und von einer ungeheuren Trauer erfüllt.

Der junge Feuerwehrmann schaute mich an. »Haben Sie es gesehen, Sir?«

»Ja.«

»Und?«

Ich schaufelte einen gewaltigen Brocken zur Seite. »Es war schlimm, das kann ich Ihnen sagen. Ich habe auch in dem Haus gewohnt. Meine Wohnung gibt es nicht mehr.«

»O Gott«, sagte er.

»Ja, es ist schrecklich.«

Wir arbeiteten weiter. Dann stießen wir auf eine verletzte Frau. Ich

kannte sie vom Sehen. Sie starrte mich an, sah mich aber trotzdem nicht. Ihr Blick war leer. Sie musste unter einem gewaltigen Schock stehen.

»Fassen Sie mal mit an!« forderte ich den Feuerwehrmann auf. Er half mir.

Gemeinsam zogen wir die Frau unter den Trümmern hervor, wo Helfer sie in Empfang nahmen. Wir machten weiter.

Doch bald schafften wir es nicht mehr, mit den Schaufeln und Hacken allein voranzukommen. Da mussten Räumer heran, um Schutt wegzudrängen. Die ersten waren schon da. Wir wurden zurückbeordert.

Man hatte inzwischen einen gewaltigen Absperrkreis eingerichtet, den niemand durchbrechen durfte. Hinter dem Ring staute sich die Gaffer.

Die Polizei hatte große Mühe mit den Menschen, denn es hatte sich blitzschnell herumgesprochen, was geschehen war. In dem eingestürzten Haus wohnten zahlreiche Leute, die jetzt gekommen waren, um mehr über das Schicksal der Verunglückten zu erfahren.

Ich hatte Freunde dort.

Suko und Shao.

Vorhin, während der Arbeit, hatte ich nicht an sie denken können, doch jetzt fielen sie mir wieder ein. Die Chancen standen fünfzig zu fünfzig.

Hatten sie überlebt - oder waren sie tot?

Wenn ich an die letzte Möglichkeit dachte, wurde mir schwindlig. Ich wusste nicht, was ich ohne sie...

Nein, ich dachte nicht weiter.

Die Räumgeräte schafften viel weg. Mit den gewaltigen Schaufeln fuhren sie den Schutt zur Seite. Dabei, mussten die Männer achtgeben, dass sie verletzte Menschen mit ihren Maschinen nicht töteten.

Die Leute vom Katastropheneinsatz arbeiteten vorbildlich. Sie holten zahlreiche Opfer aus den Trümmern.

Leider auch Tote...

Ganz in meiner Nähe waren zwei Männer dabei, eine tote Frau aus den Trümmern zu bergen. Sie lag eingeklemmt unter einem Träger, der erst von einer Maschine mit Greifer angehoben werden musste.

»Ja, jetzt geht es!«, rief einer der Männer.

Sie zogen die Frau hervor.

Zuerst sah ich das lange, schwarze Haar. Es war blutverschmiert, dann die Hose, die ich schon einmal gesehen hatte. Heute morgen. Shao hatte sie getragen... Shao!

Himmel! Erst jetzt wurde mir die gesamte Tragweite dieser Entdeckung bewusst. Ich rannte auf die beiden Männer zu, die Shao bereits auf eine Trage gelegt hatten. Neben ihr ging ich in die Knie.

Ja, es gab keinen Zweifel. Ich hatte Shao, die Chinesin, vor mir.

Und sie war tot - tot!

Tot, tot! Das eine Wort pochte und hämmerte in meinem Schädel. Shao lebte nicht mehr. Ich sah noch das Entsetzen in ihren Augen, die ich langsam schloss.

Ich konnte nicht vermeiden, dass das Würgen in meiner Kehle stärker wurde. Mit den Fingerspitzen strich ich über ihre Wangen. Ein letztes Abschiedsnehmen, mehr nicht...

»Sie müssen den Platz räumen, Mister!« hörte ich neben mir eine Stimme.

»Ja.« Ich stand auf. Ein paar Schritte ging ich zur Seite. Ich konnte gar nicht hinsehen, wie sie Shao wegschafften. Dort, wo sie gelegen hatte, arbeiteten Männer bereits weiter. Sie holten die nächsten Toten oder Verletzten aus den Trümmern.

Die nächsten?

Mein Gott, da war noch Suko. Er und Shao wohnten zusammen. Wenn Shao tot war, dann...

Plötzlich hatte ich das Gefühl, mein Herz würde stehen bleiben. Die Männer bargen soeben einen Mann. Einen fremdländisch aussehenden.

Einen Menschen, den ich gut kannte.

Suko!

Er musste dicht neben Shao gelegen haben. Lebte er noch? Wieder hielt mich nichts. Ich lief hin, sah das Blut, die verdrehten Glieder und wusste Bescheid. Auch Suko war tot!

Shao und Suko. Zwei Freunde hatte ich in diesen Minuten verloren. Ich wusste nicht mehr, was ich machen sollte. Am liebsten hätte ich mich irgendwo verkrochen. In meinem Schädel rauschte es. Mich schwindelte, und ich merkte, wie mich jemand stützte.

»Ist Ihnen nicht gut?« hörte ich die Frage. »Doch, doch, es geht.«

Ich fing mich wieder, biss die Zähne zusammen und konnte doch nicht vermeiden, dass meine Augen feucht wurden.

Sie waren gemeinsam gestorben. Unter den Trümmern des Hauses, in dem sie gelebt hatten.

Ich sah, wie Suko abtransportiert wurde. Einen letzten, abschied nehmenden Blick warf ich ihm zu. Verdammt, ich war so hilflos, in meinem Innern schien etwas zu zerbrechen.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, von allen verlassen zu sein. Völlig allein stand ich auf der Welt. Bisher hatte ich Glück gehabt, doch nun schlug das Schicksal erbarmungslos zu.

War es wirklich nur das Schicksal? Oder hatte man es manipuliert?

Griffen hier nicht Kräfte ein, die mit dem menschlichen Verstand nicht zu erfassen waren?

Ja, so musste es sein, anders konnte ich es mir gar nicht vorstellen.

Mit zitternden Händen holte ich eine Zigarette aus der Packung. Ich zündete sie an und schaute aus feuchten Augen weiterhin den Rettungsarbeiten zu.

Die Hausbewohner, denen nichts passiert war, hatten sich ebenfalls

auf der Straße versammelt. Einige von ihnen hatten das Nötigste gepackt und starrten mit tränenfeuchten Blicken zu ihren Wohnungen hin.

Ich stand da und rauchte. Noch immer war ich unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich hatte die beiden toten Freunde gesehen, das Bild ging mir nicht mehr aus dem Kopf.

Es würden Hilfsmaßnahmen anlaufen, klar, doch ich wusste nicht, welche Fortschritte sie brachten. Zudem wollte ich mich aus allem heraushalten und eigene Spuren verfolgen. Ich wollte und musste diesen Fall klären.

Ich warf die Kippe weg und trat sie aus. Dann wandte ich mich ab und wollte zu meinem Bentley. Eine Frau fiel mir auf. Eine Frau mit langen blonden Haaren, die über die Straße lief.

Jane Collins!

Sie erreichte die Absperrung, sprach mit den Polizisten und wollte unbedingt durch. Sicherlich hatte sie im Radio gehört, was geschehen war.

Ich rannte Jane entgegen, brüllte ihren Namen. Sie hörte mich, drehte sich um, schaute mich an und krauste die Stirn.

Da wusste ich, dass sie mich nicht erkannt hatte!

Ich blieb stehen und ließ den Kopf hängen. Jane Collins kam auf mich zu.

»Sie kennen mich?« fragte sie.

»Sorry Miss, es war eine Verwechslung.«

Die Detektivin schüttelte den Kopf. »Nein, Mister, Sie haben meinen Namen gerufen.«

»Wie gesagt, eine Verwechslung.«

Wir mussten Platz machen, denn einige Retter wollten vorbei. Jane lächelte kühl. Sofort wurde ihr Gesicht wieder ernst. »Haben Sie erlebt, wie das Haus zusammengestürzt ist?«

»Ja.«

»Ich habe Freunde dort wohnen. Einen Mann namens John Sinclair. Außerdem ein chinesisches Paar. Können Sie mir sagen, ob die drei vielleicht noch leben?«

Ich schaute Jane an, sah ihr Gesicht, den besorgten Ausdruck in den Augen. Als sie meinen Namen gesagt hatte, da war es mir richtig durchgegangen.

Ich log bewusst. »Es tut mir leid, Miss, aber mit diesen Namen kann ich nichts anfangen.«

»Danke, das wollte ich nur wissen.«

Ich war drauf und dran, sie in die Arme zu reißen und ihr die Wahrheit ins Gesicht zu schreien, ich packte es nicht, konnte mich nicht dazu überwinden. So ließ ich sie gehen.

Als ich am Wagen stand, schaute ich mich noch einmal um. Jane wurde von einem Uniformierten dorthin geführt, wo die Toten aufgebahrt lagen.

Ich setzte mich hinter das Steuer und schaute auf das Telefon. Es kam mir in den Sinn, beim Yard anzurufen. Das alles musste sich doch aufklären.

Entschlossen nahm ich den Hörer und wählte die direkte Durchwahl zu Superintendent Sir James Powell, meinem Vorgesetzten.

Er war nicht in seinem Büro.

Auch bei Glenda Perkins hatte ich kein Glück. Klar, diese Katastrophe hatte auch die Leute vom Yard aufgeschreckt. Es war einfach zwecklos, irgendwas zu versuchen.

Ich musste mich mit den Tatsachen abfinden, so schwer es mir auch fiel.

Wo sollte ich eigentlich hinfahren? Ich hockte hier im Wagen, dachte an nichts und versuchte verzweifelt, einen Weg aus der Misere zu finden.

Niemand war da, auf den ich mich verlassen konnte. Ich schaltete das Radio ein.

Keine Musik, sondern Meldungen. Natürlich hatte ich Reporter gesehen.

Sie berichteten von dem Einsturz. Der Bürgermeister, der Lord Mayor, war auch informiert worden und befand sich auf dem Weg zur Unglücksstelle.

Man hatte auch Soldaten mobilisiert, damit sie sich an den Rettungsarbeiten beteiligten.

Dann schreckte mich eine weitere Meldung auf. Die Stimme des Sprechers klang besorgt, als er sagte: »Wie wir soeben erfahren haben, sind in London sämtliche Ampeln ausgefallen. Es muss daher mit einem Verkehrschaos nie gekannten Ausmaßes gerechnet werden. Wir bitten die Verkehrsteilnehmer, sich diszipliniert zu verhalten. Ich danke Ihnen fürs Zuhören. Wir melden uns in Kürze wieder.«

Auch das noch. Ampelausfall.

Heute kam es auch knüppeldick.

Jetzt würde ich im Londoner Verkehr steckenbleiben, dessen war ich mir sicher.

Ich schaltete den Polizeifunk ein. Dort herrschte auch ein Chaos. Es hatte bereits die ersten Unfälle gegeben.

Die Rettungswagen kamen nicht durch, die Hauptverkehrsstraßen waren völlig verstopft. In London brach einiges zusammen.

Und die nächste Katastrophenmeldung ließ nicht lange auf sich warten.

Londons berühmteste Brücke gab es nicht mehr. Die Tower Bridge war aus bisher unerklärlichen Gründen zusammengefallen und in die Themse gestürzt. Zwei Schiffe hatten die Trümmer unter sich begraben.

Da wusste ich genau, dass dies alles kein Zufall mehr war, sondern von dämonischen Kräften gelenkt wurde. Die Feinde aus dem Jenseits wollten die Riesenstadt London vernichten, und ich sah keine Möglichkeit, dies zu verhindern...

Der Jumbo kam von New York und hatte als Zielflughafen London. Die Maschine war voll besetzt mit Touristen, die sich in den Staaten ein paar vergnügte Tage gemacht hatten.

Der Tower gab noch keine Landeerlaubnis, obwohl diese Riesenmaschinen Vorrang haben.

Das Wetter war zu schlecht. Der Jumbo kreiste. Von den vier Männern im Cockpit waren zwei sauer. Ihre Freundinnen warteten, und sie hatten ihnen versprochen, pünktlich zu sein.

Der Pilot bekam gerade die Order, noch eine Runde im Warteraum zu fliegen. »Möchte wissen, was da los ist«, wandte er sich an den Co-Piloten.

Der hob die Schultern. »Hoffentlich kein Streik.«

»Davon hätten wir gewusst«

Unter der Maschine lag die Riesenstadt. Es war diesig und grau.

Ein mieses Wetter und nicht gerade die idealen Flugbedingungen.

Doch die Piloten waren von London anderes gewöhnt. Nebel, dass man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, zum Beispiel, deshalb empfanden sie diese Witterungsbedingungen noch als angenehm. Der Tower meldete sich.

»Landeerlaubnis erteilt«, erklärte der zuständige Mann und gab noch einmal die genauen Daten über Bodensicht und Windgeschwindigkeit durch.

Der Pilot hörte aufmerksam zu, während der kleine Computer in der Kanzel die Angaben speicherte. Langsam schwebte der Jumbo auf das Häusermeer zu, durch das sich, kaum vom Grau des Wetters abhebend, das Band der Themse schlängelte. Keiner der Insassen dachte daran, dass noch etwas schiefgehen würde.

Es begann damit, dass der Copilot die andere Maschine entdeckte.

Einen Starfighter, ein Jagdflugzeug der Air Force. »Ist der denn verrückt geworden?« flüsterte er.

»Wie?« fragte der Kapitän.

»Da, verdammt!«

Der Kapitän schaute. »Shit!« fluchte er, »der Hundesohn hält genau auf uns zu.«

Die graue kleine Maschine war schnell. Schnell und wendig. Im Gegensatz zu ihr wirkte der riesige Jumbo wie ein unbeweglicher Klotz.

Und dann war sie heran.

So schnell konnte niemand von der Besatzung mehr reagieren. Der Flugkapitän hatte den Jumbo noch abfallen lassen, doch das Unheil konnte er durch diese Reaktion auch nicht mehr verhüten.

Mit fast Überschallgeschwindigkeit raste der Starfighter in den Rumpf des Jumbos. Die Maschine barst auseinander. Die Menschen kamen überhaupt nicht dazu, Schreckensschreie auszustoßen.

Plötzlich wurde der graue Himmel durch einen gewaltigen Feuerball erhellt, und einen Augenblick später regnete es Trümmer auf die Riesenstadt...

\*\*\*

Es war unmöglich, bis zur Tower Bridge durchzukommen. Das hatte ich auch nicht vor. Ich wusste sowieso, dass nichts mehr zu retten war.

Totaler Ampelausfall in London. Allein die Tatsache war schon eine Katastrophe für sich, nun kamen noch die Unglücke hinzu.

Jemand hatte es darauf abgesehen, London entweder zu vernichten oder einen Denkzettel zu verpassen. Nur - wo fand ich diesen Jemand?

Irgendwie war es mir gelungen, an die Grenze zu Soho zu gelangen. Der Bentley stand nicht weit vom Trafalgar Square, eingekleilt zwischen mehreren Fahrzeugen, und es ging nur immer yardweise voran, wenn überhaupt. Am Knotenpunkt, am Square, war es zum absoluten Chaos gekommen. Da ging nichts mehr. Weder vor - noch

zurück.

Ich wollte die Cross Road hoch zum Leicester Square, und ich fragte mich, ob ich es nicht besser zu Fuß versuchen sollte. So kam man kaum weiter.

Ich hatte die Seitenscheibe herunterfahren lassen. Die meisten Autofahrer waren vernünftig, sie hatten die Motoren ihrer Wagen ausgeschaltet. Vorhin hatte ich für einen Augenblick den Polizeifunk abgehört. Dort überschlugen sich die Meldungen. Es ging zu wie in einem Irrenhaus. Darauf war niemand eingestellt gewesen.

Die Patron Cars fuhren über die Bürgersteige. Anders konnten sie gar nicht vorankommen. Auch ich wollte nicht im Wagen sitzenbleiben, sondern stieg wie viele andere aus.

Irgendwo vor mir hörte ich das schrille Geräusch einer Pfeife. Die Bobbies versuchten verzweifelt, sich freie Bahn zu schaffen, was nahezu ein Ding der Unmöglichkeit war, denn die Straßen waren und blieben zu.

Ich schaute über die Schlange hinweg.

Die Autos standen sicherlich bis zum Leicester Square. Mein Plan war falsch gewesen. Ich hätte doch vorher abbiegen sollen.

Links von mir sah ich die National Gallery. Aus dem viereckigen Gebäude stach das große, glänzende Kuppeldach im Innenhof besonders hervor.

Weiter vor mir drehte eine Frau durch. Sie sprang aus dem Wagen und warf beide Arme hoch.

»Das ist der Untergang!« schrie sie. »Der Herrgott straft uns Sünder. Das Jüngste Gericht steht dicht bevor!« Die Frau drehte sich um die eigene Achse. »Betet, ihr Verlorenen, betet, solange ihr es noch könnt, denn die nächste Strafe folgt!«

Die Frau fuhr nicht allein. Ein Mann verließ ebenfalls den Wagen, ging zu ihr und schüttelte sie durch. »Lag mich! Lass mich los! Auch du kannst es nicht verhindern. Du hast immer gespottet und mich

ausgelacht. Jetzt bekommst du die Quittung!«

»Steig ein!«

»Nein!«

Sie schrie ihn an, und als der Mann sie schlug, da lachte sie nur und deutete zum Himmel hoch. »Von dort!« schrie sie, »von dort wird die Strafe kommen!« Alle, die ausgestiegen waren, folgten ihrer Hand mit den Blicken. Wir sahen nicht viel, nur einen grauen Himmel und über den Wolken einen Jumbo, der im Warteraum seine Kreise zog.

Irgendwie ging es wieder voran. Wahrscheinlich hatte sich am Leicester Square ein Polizist aufgebaut. Ich stieg ein und fuhr los.

Nach hundert Yard Schritttempo musste ich wieder anhalten. Der nächste Stau.

Motor aus, das Spiel begann von vorn.

Wieder hatte ich Zeit, nachzudenken. Bisher hatte ich nicht viel unternehmen können. Ich war ebenso in der Masse eingekeilt wie jeder andere Londoner auch.

Im Gegenteil, ich hatte es sogar noch schwerer. Man kannte mich nicht, ich war für meine Freunde ein völlig Fremder, und das wiederum bewies mir, dass die gegnerischen Kräfte alles genau geplant hatten. Es war ein teuflisches Spiel, ein Kreislauf des Bösen, in dem ich mich als Mittelpunkt befand.

London und ich.

Wer steckte dahinter?

Zum X-ten Mal stellte ich mir die Frage. Die Antwort hatte ich schon.

Entweder Asmodina oder Dr. Tod. Nur beweisen musste ich es noch.

Die Frage war - wie? Solange ich einem der beiden nicht gegenüberstand, war nichts zu machen. Da musste ich weiter herumlaufen und auf einen glücklichen Zufall hoffen oder warten.

Aber Zufälle waren in meinem Leben mehr als selten gewesen.

Ich musste eine Spur finden, eine verdammte Spur. Meine Freunde waren ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen worden, auf sie konnte ich mich nicht verlassen, sie steckten sicherlich auch im Londoner Verkehr fest.

Und Suko und Shao waren tot!

Wieder stieß es mir heiß vom Magen her hoch. Jetzt, wo ich im Stau steckte, kamen die schlimmen Gedanken, die Trauer überflutete mich.

Hart umkrampfte ich das Lenkrad, hielt es so stark fest, dass meine Knöchel weiß hervortraten, und fiel nach vorn.

Ein Geräusch schreckte mich auf.

Es war ein hohles Pfeifen und gleichzeitig ein wütendes Donnern. Eine Militärmaschine, vielleicht ein Starfighter.

Ich schielte aus dem Fenster und suchte mit meinen Blicken den Jäger.

Es war zu dunstig, ich sah ihn nicht. Dafür aber den grellen Blitz.

Er spaltete den Dunst regelrecht, dann erfolgte die Explosion, und im nächsten Augenblick brach eine Hölle über London herein, wie ich sie niemals zuvor erlebt hatte.

Ein Aufschlag.

Dann die Explosion.

Krachend, brutal, zerstörend.

Gewaltige Trümmerenteile wirbelten durch die Luft. Pfeilschnell regneten sie auf die Erde nieder, und nicht nur das, sie fielen genau auf das Häusermeer von Soho. Sie zerstörten das.

Bauten fielen ineinander, ich sah Flammensäulen zum Himmel steigen, Rauch, hörte Explosionen, Wohnhäuser fielen um, als wären sie aus Pappe gebaut worden.

Und dazwischen die Schreie! Grell, erschütternd, beängstigend. Immer wieder kam es zu Explosionen. Auch vor mir fielen

Blechteile vom Himmel.

Plötzlich bekam ich Angst.

Eines der riesigen Räder wirbelten durch die Luft, und ich sah mit Schrecken, dass es nicht weit von mir entfernt zu Boden fallen würde.

Mein Gott!

Da krachte es schon.

Auf einmal waren einige Wagen gar nicht mehr da. Die Wucht des fallenden Riesenrads hatte sie zerstört. Aber damit war es nicht zu Ende.

Das Rad wurde noch einmal hoch geschleudert, ich sah einen Ted des Gestänges und verkroch mich blitzschnell in den Raum zwischen Sitz und Pedalen.

Dann bekam der Bentley sein Fett.

Irgendein Teil traf das Dach und durchschlug es. Ich roch verbranntes Gummi, eine gewaltige Explosion hob den Wagen hoch und kippte ihn kurzerhand um. Scheiben barsten, ich hörte das Splittern, winkelte die Arme an, um meinen Kopf zu schützen und wurde abermals durchgeschüttelt. Danach schien eine unsichtbare Faust den Wagen zu packen. Sie schleuderte ihn gegen einen anderen. Das Krachen schmerzte in meinen Ohren. Blech riss entzwei, ich vernahm das schrille Kreischen, hörte das Knirschen und sah plötzlich den Widerschein von Flammen in meiner Nähe.

Nur nicht bewusstlos werden! schrie es in mir. Um Himmels willen, nein.

Der Wunsch wurde mir nicht erfüllt.

Noch einen Schlag musste der Bentley aushalten. Er schaffte es, ich nicht. Etwas knallte gegen meinen Kopf, Sterne blitzten auf, und um mich herum wurde es dunkel...

\*\*\*

Ich war mit Sicherheit nicht lange benommen, denn als ich wieder

klar denken konnte, sah ich noch immer den Widerschein des Feuers und hörte auch weitere Explosionen. Meine rechte Kopfseite schmerzte arg.

Ich hob ein wenig den Arm und tastete.

Meine Fingerspitzen fühlten das klebrige Blut. Irgendein hartes Teil hatte mich dort getroffen, doch mehr war mir nicht passiert. Zum Glück hatte ich mich verkrochen, denn wäre ich sitzen geblieben, hätte ich es wahrscheinlich nicht überlebt. Der Fahrersitz war völlig zerfetzt, ein schwelendes Blechteil hatte ihn aufgerissen und auch die Polsterung des Fonds zerstört.

Wenn mich das Ding getroffen hätte, wäre ich wahrscheinlich jetzt im Himmel.

Der Wagen lag auf der Seite. Ich musste raus, denn jetzt wurde der Bentley für mich zu einer Falle. Nicht umsonst warnte mich das Feuer.

Wenn es sich weiter ausbreitete und auch meinen Wagen erfasste, würde der Bentley in die Luft fliegen, da der Tank noch relativ voll war.

Zum Glück hatte sich die Tür nicht verklemmt.

Ich richtete mich keuchend auf die Knie, wand mich unter dem Lenkrad hinweg, streckte die Arme aus, erreichte die Beifahrertür und auch den Hebel.

Die Tür klemmte.

Zweimal versuchte ich es, bekam sie aber nicht auf. Zum Glück besitzt der Wagen vier Türen. Bevor ich mich durch die Scheibe zwängte, wollte ich es erst einmal an der Tür im Fond versuchen.

Ich kletterte über die Lehne des Vordersitzes hinweg und fiel auf die zerfetzte Rückbank. Dort drehte ich mich, erreichte auch die Tür und drückte sie auf.

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ich kroch aus dem Wagen.

Dabei fiel ich auf die Straße und blieb für einen Moment zwischen meinem Bentley und einem zerstörten Mercedes liegen. Dann richtete ich mich auf. Ich hatte Angst.

Angst vor dem Chaos.

Obwohl ich auf einiges gefasst war, bekam ich einen schweren Schock, als ich über die Dächer der zum größten Teil zerstörten Fahrzeuge schaute.

Es war grauenhaft!

Die abgestürzte Riesenmaschine hatte in einem Umkreis von einigen Meilen ein gewaltiges Trümmerfeld hinterlassen. Häuser waren eingestürzt, Autos zerstört, und im Zentrum von Soho, weiter nördlich, musste es wie nach einem Erdbeben aussehen.

Vernebt schwelten Brände. Ich sah in Flammen stehende Fahrzeuge, und auch jetzt noch flogen einige Wagen in die Luft. Die gewaltigen Explosionen erschütterten die Stille des Todes.

Die Bilder, die sich meinen Augen boten, hatte ich in Katastrophenfilmen gesehen, und nie hätte ich damit gerechnet, dass sie einmal Wirklichkeit würden.

Die City von London war dem Tod geweiht.

Rauch durchzog träge die Luft. Ich bekam nur schlecht Luft. Dann drehte ich mich um und warf einen Blick auf den Bentley.

Er war nur noch Schrott.

Ich wischte mir über die Stirn. Plötzlich kam ich mir ungeheuer allein und verloren vor, wie der letzte Mensch auf der Erde.

Eine nahezu gespenstische Stille hatte sich ausgebreitet. Ich hörte nicht einmal das Schreien der verletzten Menschen. Wahrscheinlich saß der Schock noch zu tief.

Was sollte ich tun?

Ich wusste es nicht. Ich war völlig hilflos, sah auch die Überlebenden, die verzweifelt zwischen den Trümmern ihrer Fahrzeuge umherliefen und die Namen ihrer Freunde oder

Verwandten schrien.

Ein Alptraum war Wirklichkeit geworden. Über London lag die Angst wie ein Gespenst. Mir kam es vor, als hätten die anderen, die Feinde, die Festung sturmreif geschossen.

In der Feme hörte ich die Sirenen der Polizei- und Feuerwehrwagen.

Das Jaulen kam jedoch nicht näher, sondern blieb so weit entfernt. Die Fahrzeuge schafften es einfach nicht, den Kordon des Grauens zu durchbrechen. Rauch wehte mir ins Gesicht. Er biss in meinem Hals.

Der Wind trieb brennende Fetzen durch die Luft. Ich schaute wieder nach vom auf das gewaltige Trümmerfeld. Nein, hier gab es nichts mehr zu retten. Mindestens die Hälfte des Stadtteils Soho war zerstört.

London siechte dahin.

Die andere Seite hatte es geschafft.

Ich schritt weiter durch diese Alptraumlandschaft. Eine Schreckensvision, wie man sie selbst aus seinen tiefsten Träumen verbannte, umgab mich.

Ich fühlte mich so allein, im Stich gelassen. Und dann fiel mir etwas auf.

Die Verletzten schrien nicht. Stumm, apathisch lagen sie entweder auf dem Boden oder in den Wagen. Ich konnte auch nicht erkennen, ob sie tot waren, es war alles so seltsam. In Science-Fiction-Romanen las man vom Untergang der Städte, hier erlebte ich es in der Realität.

Vor mir war ein kleiner Renault wie ein Blatt Papier vom Wind zur Seite gedrückt worden. Eine Frau und ein Mann krochen daraus hervor. Ich wollte den beiden helfen, sah jedoch, dass es nicht nötig war, sie kamen auch allein zurecht.

Das Gesicht des Mannes war vom Blut rot gefärbt, aber er lebte. Dann jedoch tat die Frau etwas Seltsames.

Sie griff plötzlich in ihre Tasche und holte einen Stielkamm hervor. Ehe ihr Mann und auch ich reagieren konnten, hatte sie die rechte Hand erhoben und zugestochen. Und sie traf genau.

Der Mann riss die Arme hoch, fasste sich an den Hals und brach zusammen. Die Frau wirbelte herum. Jetzt sah sie mich.

Ihre Augen waren blutunterlaufen. Ich schätzte sie auf vierzig Jahre, die vollen Lippen waren zu einem gemeinen Grinsen verzogen, die Hand zitterte.

»Du bist auch dran!« keuchte sie.

Ich war stehengeblieben und hatte die Arme locker am Körper herabhängen. »Was habe ich Ihnen getan?« fragte ich.

»Alles, und du bist schuld. Ihr seid alle schuld. Der Tod, nur der Tod zählt!«

Die Worte schrie sie mir entgegen. Die Frau war wahnsinnig oder von einem Dämon besessen, was letzten Endes fast auf das gleiche hinauskam.

Ohne Warnung stürzte sie mir entgegen. Die Hand hielt sie ziemlich hoch, weil sie mit dem verdammten Stielkamm auf mein Gesicht zielte.

Ich unterlief den Angriff glatt, bekam das Handgelenk zu packen und schleuderte die Frau zu Boden.

Dann schlug ich so sacht wie möglich mit der Handkante zu, traf eine bestimmte Stelle, und die Frau wurde bewusstlos.

Im nächsten Augenblick peitschten Schüsse.

Ich hörte das Pfeifen der Kugeln, so nahe sirrten sie an meinem Kopf vorbei.

Blitzschnell tauchte ich unter, warf mich hinter einem Wagen in Deckung, wobei das dritte Geschoss in das Blech der Motorhaube sägte. Dann verstummten die Schüsse.

Dafür hörte ich dröhnende Schritte. Der unbekannte Schütze musste über die Wagendächer laufen. Ich zog ebenfalls meine Beretta, die

ich zum Glück bei mir trug, machte mich klein und wartete ab.

Ein Windstoß trieb den beißenden Rauchschleier an mir vorbei, und im Rauch erkannte ich die Gestalt. Sie sprang von einem Wagendach zu Boden und landete dicht neben mir. Bevor der Kerl herumwirbeln und auf mich anlegen konnte, schnellte ich hoch und hieb meine Handkante auf das Gelenk. Die Waffe fiel zu Boden.

Meine Rechte kam wie ein Torpedo. Sie traf voll ins Ziel. Der Mann drehte die Augen und fiel hin. Bewusstlos blieb er liegen.

Verflucht! Was war das nur? Ich wurde hier beschossen, jemand griff mich mit einem Stielkamm an, alles normale Menschen, die sonst nichts Böses taten, aber hier drehten sie durch. Der dämonische Einfluss schien schon weit fortgeschritten zu sein.

Und London siechte dahin.

Eine Millionenstadt, vor wenigen Stunden noch von pralem Leben erfüllt, befand sich am Rand des Abgrunds.

Es war schwer für mich, mit dieser Tatsache fertig zu werden, denn ich hing an London. Ich war hier aufgewachsen und hatte hier auch beruflich meine größten Erfolge erzielt.

Ich wandte mich der National Gallery zu. Sie liegt dem Trafalgar Sauare gegenüber und wird von vier Straßen umkreist. Auch das Gebäude hatte einiges abbekommen. Irgend ein Flugzeugteil hatte die hohe Kuppel buchstäblich abrasiert. Die Trümmer lagen weit in der Gegend verstreut.

Ich stieg über geborstene Blechteile und Schutt.

Überall flackerten noch kleinere Feuer. Die Brände würden wohl kaum gelöscht werden, weil niemand da war.

Keine Feuerwehr, und auch die Krankenwagen kamen nicht durch. Es mussten erst die im Wege liegenden Fahrzeuge zur Seite geschafft werden.

Dann hörte ich Motorengeräusch. Ich warf einen Blick zum Himmel hoch und sah den Hubschrauber. Er war feuerrot angestrichen und

schwebte wie eine Riesenlibelle über dem Stadtteil.

Der Hubschrauber verlor an Geschwindigkeit und Höhe. Der Pilot suchte einen Landeplatz. Es kam nicht mehr dazu.

Von einem Augenblick zum anderen schlug die unsichtbare Kraft wieder zu. Der Copter platzte auseinander. Eine Stichflamme, ein Knall, aus...

Ich warf mich zu Boden und kroch unter einen Wagen, um vor den umher fliegenden Teilen einigermaßen geschützt zu sein. Mir sollte kein Rotorblatt den Kopf absägen, wie es einmal in New York auf dem Dach eines Hochhauses passiert war.

Vor mir krachte und splitterte es. Dann war Ruhe. Ich wagte mich wieder aus meiner Deckung und sah die brennenden Teile. Sie lagen weit verstreut, entflammtes Benzin spritzte als glühender Regen nach allen Seiten fort, setzte wiederum andere Teile in Brand, so das ich die Befürchtung hegte, hier noch einen Großbrand zu erleben.

Ich wollte weg.

Der Absturz des Hubschraubers hatte mir jedoch bewiesen, dass eine magische Aura über Soho lag. Und jeder, der die magische Aura betrat, wurde vernichtet. Nur ich lebte.

Wieso?

Die Lösung war einfach. Ich trug das geweihte Kreuz, und das schützte mich vor solchen Angriffen. Eine andere Erklärung kam für mich nicht in Frage.

Ich lenkte meine Schritte in Richtung Piccadilly Circus. Ihn konnte man praktisch als den Londoner Kreisel bezeichnen. Hier pulsierte das Leben. Von dieser Steile aus stürzten sich London-Touristen in das große Vergnügen.

Etwa eine halbe Stunde brauchte ich für diese Strecke. Immer wieder musste ich über Trümmer steigen, sah Menschen am Boden liegen, tote und verletzte. Einige waren unverletzt. Und keiner der Leichtverletzten rührte sich. Alle schienen zu schlafen.

Ich durchquerte weiterhin diese Alptraumlandschaft und blieb stehen, als ich den Piccadilly erreichte. Das Entsetzen schnürte mir die Kehle zu.

Eine Tragfläche des Jumbos war hier voll eingeschlagen und hatte drei Busse buchstäblich auseinander gerissen.

Halb oder völlig zerstörte Gebäude boten sich meinen Blicken dar. Trümmer, verbrannte Autos - es war schlimm.

Nichts lebte mehr...

Und niemand kam, um zu helfen.

Allein war ich jedoch nicht. Aus einer Bank schlichen zwei Typen. Sie waren mit Säcken beladen, lachten und freuten sich.

Ich ging ihnen entgegen.

Plötzlich blieben sie stehen.

Die Kerle sahen nicht einmal abgerissen aus, sie erinnerten mich eher an Zuhälter. Einer hatte eine blutrote Narbe auf der Stirn. Ich hatte Plünderer vor mir. Die konnte ich überhaupt nicht leiden. Menschen, die durch das Leid anderer Profit schlugen. Für Sekunden überschwemmte mich die Wut, es nützte nichts, wenn ich durchdrehte, ich musste einen klaren Kopf behalten.

»Bringt es wieder weg!« sagte ich kalt.

Die Kerle grinsten nur. »Wer bist du überhaupt, dass du uns Befehle geben kannst?« fragte der mit der Narbe höhnisch.

»Ich habe gesagt, ihr sollt es wieder zurückbringen!« Die beiden Männer ließen die prall gefüllten Säcke langsam von ihren Schultern gleiten.

Ich ahnte, was kam und reagierte dementsprechend. Kaum hatten die Säcke den Boden berührt, da startete ich und kam über die beiden wie ein Unwetter.

Meine Fäuste flogen. Den mit der Narbe nahm ich mir zuerst vor. Ein gewaltiger Hieb schleuderte ihn gegen die Glastür zurück in die Bank.

Den zweiten sichelte ich mit einem Handkantenschlag von den Beinen.

Das Narbengesicht hatte sich wieder erholt und stand auf.

Ich prellte vor, stieß gegen die Tür. Sie flog nach innen auf und rammte den Kerl zu Boden. Über die Fliesen schlitterte er weiter, Blut strömte aus seiner Nase.

Ich ließ ihn gar nicht erst hochkommen, sondern schlug ihn bewusstlos.

Dann ging ich hinaus, nahm die Säcke und stellte sie wieder in die Bank.

Plündern war nicht drin.

Der Eingang des Bankgebäudes war wie durch ein Wunder verschont geblieben, sogar die Glastür hatte nichts abbekommen. Dafür sah es im Innern verheerend aus. Irgendein schweres Teil hatte das Gebäude von der Seite getroffen. Das Mauerwerk war in den Schalterraum gedrückt worden, gewaltige Steinbrocken lagen wie Denkmäler auf dem Boden und hatten Schreibtische und die große Banktheke nebst schusssicherem Glas unter sich begraben.

Menschen sah ich nicht. Sie würden wahrscheinlich unter den Trümmern liegen.

Ich verließ die Bank wieder und betrat die trostlose Alpträumlandschaft des Stadtteils Soho. Fehlte nur noch, dass die Geier über den Trümmern kreisten.

Lebewesen sah ich nicht mehr. Auch keine Rettungsmannschaften.

Niemand kümmerte sich um die Menschen.

Weiter hinten, dem Trafalgar Square zu, explodierte etwas. Die Feuersäule wirkte bedrohlich.

Ich bog in eine Nebenstraße ein. Wieder das gleiche Bild. Zerstörte Häuser, Gebäude in Trümmern, ineinander verkeilte Fahrzeuge. Aus einem Haus sprudelte Wasser. Wahrscheinlich war dort ein Rohr gebrochen. Ich stieg über einen geknickten Laternenmast und sah die

zerstörten Bars und Nepplokale. Um die war es sicherlich nicht schade.

Am schlimmsten war die Stille. Sie zerrte regelrecht an den Nerven. Nur wenn der Wind Pappe oder Papier vor sich her wehte, wurde die Stille unterbrochen.

Ich sah das Apollo Theatre. Nur noch Trümmer. Ein Stück weiter stand das Queens Globe Theatre. Auch nur Fragmente.

Was war noch heil?

Schräg gegenüber sah ich einen düsteren Bau. Von ihm war nur das Dach abrasiert worden. Aber dieses Haus kannte ich gut, weil ich ihm schon des Öfteren einen Besuch abgestattet hatte.

Es war das Schauhaus von Soho. Hier wurden die Opfer aufbewahrt, die gewaltsam ums Leben gekommen waren. Und davon gab es in Soho ziemlich viele.

Eine breite Treppe führte hoch. Die Doppeltür hing schief in den Angeln, die Fenster waren zerstört. Zahlreiche Glasscherben lagen auf der Straße.

Ich weiß auch nicht, warum ich stehenblieb, aber es konnte ein Gefühl gewesen sein.

Ich schaute die Treppe hoch und sah, dass sich die Tür bewegte. Aber nicht vom Wind, sondern der Druck entstand innen, und dann wurde sie mit einem Ruck aufgestoßen.

Im Rechteck stand eine Gestalt.

Ein lebender Toter!

\*\*\*

Miriam di Carlo lächelte.

Sie stand am Fenster ihrer Wohnung und schaute auf Soho. Sie sah, wie das Flugzeug abstürzte, und sie nickte wissend. Ja, alles lief genau nach Plan. Sie hatte es geahnt.

Wieder schaute sie zum Himmel hoch und suchte nach dem Gesicht.

Der Himmel blieb leer. Tief holte sie Atem. Dann ging sie ins Bad,

legte ein wenig Rouge auf und zog die Lippen nach.

Zufrieden betrachtete sie ihr Gesicht im Spiegel, fuhr mit den Fingern durch die Haarflut und drehte sich spielerisch herum. Sie fand Gefallen an sich selbst, und sie fand Gefallen an der Umwelt. Das Schicksal hatte zugeschlagen.

Sorgfältig strich sie ihren Kaschmirpullover glatt, der mit einem tiefen V-Ausschnitt versehen war. Die grüne Farbe stand ihr gut. Der karierte Rock lag eng an, ihre Beine wurden vorteilhaft zur Geltung gebracht.

An der Garderobe hing der Staubmantel. Ihn warf sie nur locker über und verließ die Wohnung.

Im Treppenhaus war es totenstill. Normalerweise hätten die Bewohner aufgeschreckt sein müssen, doch das war nicht der Fall. Die Menschen hielten sich zurück, als wüssten sie Bescheid.

Dem war jedoch nicht so.

Neben dem Aufzug lag eine Frau in verkrümmter Haltung am Boden. Sie hielt noch ihre Einkaufstasche fest.

Der Fahrstuhl funktionierte.

Miriam holte ihn hoch, wartete, bis die Türhälften auseinander geglichen waren, und stieg ein. Sie fuhr nach unten.

Allein durchquerte sie die Halle. Ihre Schritte waren die einzigen Geräusche. Das Echo wurde von den kahlen Wänden zurückgeworfen.

Der Portier lag in seiner Kabine und rührte sich nicht.

Miriam di Carlo verließ das Haus.

Ärgerlich rümpfte sie die Nase, als der Wind ihr den Brandgeruch entgegentrieb.

Dann ging sie weiter.

Sie stopfte beide Hände in die Manteltaschen und schlenderte wie eine Spaziergängerin durch das tote London. Da sie dicht am Stadtrand von Soho wohnte, war es nur ein Katzensprung, bis sie die

ersten zerstörten Fahrzeuge und Häuser sah.

Das Chaos machte ihr nichts aus. Im Gegenteil, sie ergötzte sich daran.

Miriam ging weiter. Der Wind spielte mit ihrem Haar und blähte es auf.

Eine schöne Frau in einer im Tode erstarrten Landschaft. Kein Maler der Welt hätte die Szenerie besser einfangen können, als sie in Wirklichkeit dargeboten wurde.

Oft musste sie Umwege machen, weil der Weg immer wieder durch Trümmer versperrt war. Davon ließ Miriam sich nicht abbringen. Sie hatte sich ein Ziel gesetzt und wollte es erreichen. Sie nahm Abkürzungen. Ein paar Mal sah sie Menschen, doch die entdeckten sie nicht.

Dann fielen Schüsse.

Sie lächelte nur.

Die Menschen, die jetzt noch lebten, hatten es verdient. Sie würden später die Elite bilden.

Ja, so stand es vorgeschrieben, so würde es kommen - sie durchschritt eine schmale Gasse, stieg über einen Trümmerberg und sah ein Blechschild, das im Wind pendelte.

ATOMIC BAR

Das war ihr Ziel. Sie hatte genau gewusst, dass ihr Weg sie hierher führen würde.

Vor der Bar blieb sie stehen. Die Scheiben der Auslagen waren zersplittet, Fotos mit nackten Stripperinnen herausgeweht. Über dem Eingang lag ein nacktes Mädchen aus Leuchtstoffröhren in malerischer Pose lang ausgestreckt. Die gläsernen Beine waren zerborsten.

Eine Tür gab es auch nicht mehr.

Miriam di Carlo betrat die Bar. Halbdunkel nahm sie auf. Tische und Stühle waren umgekippt. Die Regale schien ein Sturmwind

hergefegt zu haben. Keine Flasche war mehr heil. Es stank nach Schnaps, Likör und anderen ausgelaufenen Alkoholika.

Miriam rümpfte die Nase. Sie wandte sich nach rechts, wo neben dem Zigarettenautomat noch die Musikbox stand. Beide Geräte funktionierten. Aus dem einen holte sie sich ein Päckchen Zigaretten, in den Schlitz der Box warf sie ein Geldstück und drückte zwei Tasten.

Sie hob einen Stuhl hoch, während ein Greifarm automatisch die Platte anhob und sie auf den Teller legte. Die Platte drehte sich. Miriam saß neben der Box und schaute durch die gläserne Kuppel auf den Teller.

Dann tupfte die feine Nadel in die Rille. Eine Melodie schwang durch den Raum.

Song of Death - das Lied vom Tod...

\*\*\*

Ich verfiel nicht in Panik, rannte nicht weg oder tat sonst irgend etwas Unüberlegtes.

Ich blieb stehen.

Nicht zum ersten Mal wurde ich mit lebenden Leichen konfrontiert. Ich hatte schon des Öfteren gegen sie gekämpft, auch gegen Tote, die der Voodoo-Zauber aus tiefen Gräbern geholt hatte.

Dieser hier war noch »frisch«. Er konnte nicht lange tot sein, obwohl er scheußlich aussah. Er war nur mit einem weissgelben Tuch bekleidet, das quer über seinen Körper hing und in der Mitte einen roten Streifen zeigte, wo Blut aus der Wunde getreten war.

Das Gesicht war eingefallen, die Haare, rötlichbraun schimmernd, hingen ihm in die Stirn.

Er starrte mich an. Die Augen wirkten wie Glasmurmeln und waren zusätzlich noch verdreht. Der Mund stand halb offen. Vom fehlten die Zähne.

Er stierte mich an, ich hielt dem Blick stand. Dann ging er vor.

Ich zog die Beretta.

Während der Untote die Treppen herunter stelzte, legte ich auf ihn an.

Diese Zombies waren höllisch gefährlich. Man musste sie vernichten, wenn man sie sah. Seine Existenz bewies mir, dass wirklich Schwarze Magie im Spiel war. Soho war in Schutt und Asche versunken, die Toten standen wieder auf, und die Apokalypse wurde zur Realität.

Diese Gedanken schwirrten mir durch den Kopf, als ich den Zombie herabsanken sah.

Ich ließ ihn kommen.

Drei Stufen trennten uns noch, dann drückte ich ab. Einmal feuerte ich, hatte auf seine Stirn gehalten, und die Kugel traf ihn zwischen den Augen.

Sein Vorwärtsgang wurde gestoppt. Er schwankte. Dann breitete er die Arme aus, und es schien, als wollte er mich umarmen. Gleichzeitig fiel er vor.

Er kippte mir entgegen, ich glitt zur Seite, und der endgültig Erlöste fiel neben mir zu Boden. Mit ausgebreiteten Armen und Beinen blieb er auf dem Boden liegen. Ich atmete tief durch. Einen Zombie hatte ich erledigt, aber niemand gab mir die Gewähr, dass er der einzige war. Dieses Leichenhaus war ein großer Komplex, ich musste mich dort umsehen und würde bestimmt auf weitere Zombies treffen.

Mit dieser Gewissheit schritt ich die Stufen hoch. Die Treppe lag bald hinter mir. Im offenen Eingang der Leichenhalle blieb ich stehen und schaute erst einmal.

Wie oft war ich hier gewesen, und mein erster Weg hatte mich immer in den Kühlkeller geführt. Nach dem Eingang führte rechts eine Steintreppe in die Tiefe. Weiter vom lagen die Büros, wo die Verwaltungsdinge geregelt wurden.

Ich nahm die Treppe noch nicht. Da der Zombie an der Tür

gestanden hatte, war er wohl aus dem Kühlkeller hochgekommen, und ich glaubte, dass sich noch andere Wesen hier in der Nähe aufhielten. Ich hörte ein polterndes Geräusch. Rechts von mir war es aufgeklungen. Hinter einer Tür, die mit der Aufschrift Leitender Arzt versehen war.

Ich trat die Tür auf.

Wuchtig hämmerte sie gegen die Wand, schwang wieder zurück und wurde durch meinen Fuß gestoppt. Durch die Fenster fiel genügend Tageslicht. Der Zombie hockte am Boden. Er war zusammen mit einem Tisch umgefallen. Eine breitschultrige, muskulöse Gestalt, die Mühe hatte, wieder auf die Beine zu kommen. Er hatte mich noch gar nicht gesehen, sondern schaute stur zu Boden.

Ich zielte, dann ließ ich die Waffe sinken.

Statt dessen nahm ich mein Kreuz. Ich wartete, bis er mich entdeckt hatte, dann schleuderte ich es auf ihn zu. So sparte ich zumindest Munition.

Das Kreuz fiel gegen seinen rechten Arm, der Untote brüllte auf. Er sah die getroffene Stelle sich verfärben und knickte wieder zusammen. Er fiel.

Auf dem Kreuz blieb er liegen.

Ich hörte sein Schreien und wandte mich ab.

Später ging ich hin, rollte den Leichnam zur Seite und nahm mein Kreuz auf.

Es war warm.

Dieses Kruzifix, angefüllt mit der Macht des Guten, spürte genau die Anwesenheit des Bösen. Und es reagierte auf seine Weise. Ich hatte das Gefühl, dass es mit noch größerer Kraft als sonst angefüllt war. Ich holte tief Luft. Zwei Gegner hatte ich erledigt. Die vergangenen Minuten hatten bewiesen, dass ich mich nicht allein in dieser toten Stadt befand. Es waren noch andere Wesen unterwegs.

Feinde...

Jetzt nahm ich mir den Keller vor. Mein Weg führte zurück zur Treppe.

Ich schaute um die Ecke und sah die dritte lebende Leiche. Sie stand fünf Stufen vor mir, hatte beide Arme abgespreizt und stützte sich an der Wand ab.

Es war eine Frau.

Ich schluckte, denn sie sah scheußlich aus.

Ihr Mörder musste sie mit einem Messer getötet haben, die Wunden waren noch zu sehen. Aber jetzt lebte sie.

Und sie wollte mich.

Ich ging ihr entgegen.

Beide Hände streckte die Wiedergängerin aus, wollte mich packen, doch ich gab ihr einen Stoß, der sie die Treppe hinunterbeförderte. Sie überschlug sich mehrere Male und blieb unten still liegen.

Bevor sie sich aufrichten konnte, war ich bei ihr. Wieder nahm ich mein Kreuz.

Die Frau starb endgültig.

Ich blickte nach rechts. Hier war der Gang gekachelt, und er führte geradewegs auf den großen Obduktionsraum zu.

Ich fror, denn hier unten war es kalt. Meine Schritte hallten als Echos im Gang. Immer wieder schaute ich mich um, doch niemand folgte mir.

Dann stieß ich die breite Tür auf. Verschlossen gewesen war sie nicht.

Rechts lag das Labor. Links führte eine weitere Tür ins Kühlhaus. Durch Lichtschächte an der gegenüberliegenden Wandseite fiel Helligkeit.

Zwischen Labor und Kühlhaus befanden sich die großen Tische, auf denen die Leichen obduziert wurden. Der Raum war leer. Ich sah auch kein Personal - nichts.

Das beruhigte mich, und ich war mir ziemlich sicher, dass die Untoten keine Opfer gefunden hatten.

Ich schritt auf die Kühlkammer zu. Hier fand ich die Bahren, die sich aus den großen Schubkästen fahren ließen.

Als ich die Tür des Kühlhauses aufzog, fiel mir ein Zombie buchstäblich entgegen. Ich erschrak so sehr, dass ich nicht mehr zurückspringen konnte.

Die fallenden Arme des Zombies streiften an meiner Kleidung entlang und bekamen mich an der Schulter zu packen.

Ich taumelte zurück.

Da fauchte der Untote auf.

Er hatte mein Kreuz gesehen, das auf meiner offenen Handfläche lag.

Und damit griff ich ihn an. Er stand praktisch deckungslos da, als die geweihte Waffe seine Stirn berührte.

Der Wiedergänger sackte zusammen.

Noch ein Gegner weniger.

Jetzt war der Weg in die Kühlkammer frei. Leider funktionierte das Licht nicht mehr. Meine Augen hatten sich allerdings an den Dämmern gewöhnt, und ich erkannte die lange Reihe mit den großen Schubkästen.

Einige von ihnen waren hervorgezogen worden.

Ich zählte nach und kam auf fünf.

Vier Untote hatte ich erledigt, einer fehlte noch. Plötzlich kroch eine Gänsehaut über meinen Rücken, und da hörte ich hinter mir auch schon ein Geräusch. Ich kreiselte herum.

Noch in der Bewegung nahm ich die Gestalt wahr.

Sie stand nur einem Schritt hinter mir und hielt ein großes Messer in der rechten Hand. Wusste der Teufel, woher der Zombie das Ding hatte?

Zum Glück waren seine Bewegungen langsam. Als das Messer nach

unten fuhr, tauchte ich zur Seite weg, unterlief den Stich und hebelte den lebenden Toten zu Boden.

Er klatschte auf die Fliesen.

Mein Kreuz berührte ihn auf der Brust.

Ein Schrei, ein Gurgeln, dann war alles vorbei. Der Zombie war endgültig erlöst.

Jetzt erst bekam ich die Nachwirkungen der letzten Stunden zu spüren.

Ich hatte einfach zuviel durchgemacht, denn auch ich besitze eine Belastungsgrenze.

Meine Knie zitterten, das Herz schlug schneller. Ich lehnte mich gegen die Wand und ruhte mich erst einmal aus. Das war ungeheuer wichtig.

In der Kühlhalle rührte sich nichts mehr. Keine Leiche kletterte aus einem Fach. Zur Sicherheit schaute ich noch einmal nach und zog jede Lade hervor.

Sie waren alle leer.

Das beruhigte mich wieder einigermaßen.

Mit dieser Gewissheit konnte ich bequem den Rückweg antreten.

Als ich auf der nach oben führenden Treppe stand, hörte ich die Geräusche. Lachen, eine raue Stimme, die etwas schrie, das ich nicht verstand.

Sollten doch noch Menschen in diesem Chaos existieren? Vorsichtig schlich ich die Stufen hoch und hielt mich dabei dicht an der Wand, um nicht so rasch gesehen zu werden.

Aber ich sah nichts, hörte nur die Stimmen. »Was sollen wir mit Leichen?« schrie jemand. »Zaster brauchen wir. Geld, Floppen, Moneten, Knete.« Der Sprecher lachte. Gleich darauf trat er irgendwo gegen, denn es gab einen dumpfen Laut.

Plünderer!

Wieder befanden sich Plünderer in meiner Nähe. Ich biss die Zähne

aufeinander, dass es knirschte. Mit ein paar letzten Sprüngen überwand ich den Rest der Treppe und stand im Flur.

Im gleichen Augenblick traten sie aus einem der Büros. Drei Mann, drei wilde Typen, die zu dem entschlossen schienen.

Auch zum Töten...

\*\*\*

### »Das Lied vom Tod«

Dreimal hörte Miriam di Carlo die Melodie, und sie war der festen Überzeugung, dass sie zu dieser Stadt passte. Auch sie war dem Tod geweiht, sämtliche Vorbereitungen waren schon getroffen. Es galt nur noch eins zu erledigen, aber das war kein Problem mehr. Nicht in dieser Umgebung.

Miriam di Carlo hatte sich einen Stuhl genommen und so hingesetzt, dass sie die Tür im Auge behalten konnte. Sie wollte sehen, was auf der Straße vor sich ging. Neben dem Stuhl stand einer der kleinen, runden Bartische.

Miriam hatte eine noch heile Flasche mit Wermut gefunden. Keinen billigen, sondern veredelten. Sie trank hin und wieder einen Schluck und rauchte dazu eine Zigarette.

Wenn sie etwas hatte, dann war es Zeit. Was heißt Zeit? Dies war ein relativer Begriff, man konnte ihn willkürlich einsetzen. Nein, mit der Zeit hatte sie nichts im Sinn, obwohl die Zeit ja in ihren Überlegungen eine große Rolle spielte.

Aber das war Vergangenheit...

Sie schaute sich um und auch nach draußen. Die Innendekoration der Bar war fast vollständig zerstört worden. Man hatte unter die jetzt riesige Decke einige Atommodelle gehängt. Die waren allerdings zu Boden gefallen.

Soeben lief die Platte wieder ab. Miriam hatte keine Lust, die Scheibe erneut aufzulegen, sie blieb sitzen. Aus der Feme hallten noch immer dumpfe Detonationen zu ihr herüber. Die Feuer breiteten

sich auch aus.

Da blieb es nicht aus, dass sie hin und wieder auf einen mit Benzin gefüllten Tank übergriffen und diesen in Brand setzten.

Es war ihr egal.

Das Schicksal hatte es nicht anders gewollt.

Die Zigarettenkippe warf sie zu Boden. Die Glut verzischte in einer Sodaflasche.

Ihr Blick glitt wieder durch die Bar. Zur Zeit der Katastrophe hatte kaum Betrieb geherrscht. Die wenigen Gäste waren auf die Straße gelaufen, dort hatte sie das Schicksal dann ereilt. In der Bar befand sie sich allein.

Irgendwann stand sie auf. Sie ging dorthin, wo der Projektor stand. Er war von seinem Podest gefallen und lag am Boden. Daneben die Filmrollen mit den heißen Pornostreifen. Sie trat dagegen. Dann schlenderte sie wieder zu ihrem Platz und setzte sich. Abermals klopfte sie einen Glimmstängel aus dem Päckchen und steckte ihn zwischen die blassrot geschminkten Lippen. Durch den Eingang drang der Herbstwind und 133 ihr den Rauch von den Lippen. Leere Büchsen rollten über die Straße. Papier wehte ebenfalls davon. Hin und wieder fielen Schüsse.

Sie lächelte. Das waren die Überlebenden, die sich bekriegten. Sollten sie. Nur die Besten, die Härtesten würden die grausamen Tests überstehen, um für die andere Sache zu kämpfen. In London hatte es seinen Anfang genommen, und die Apokalypse sollte sich über die ganze Welt ausbreiten.

Plötzlich hörte sie ein Geräusch.

Schritte.

Aber die waren nicht draußen aufgeklungen, sondern unterhalb der Bar, dort, wo die Treppe in den Keller führte und die Spirituosen lagerten.

Sie kamen.

Miriam di Carlo stand auf. Automatisch warf sie die Zigarette neben die anderen Stummel und strich sich den Rock glatt.

Ein paar Schritte ging sie vor, so dass sie den Eingang im Auge behalten konnte.

Da tauchte der erste auf.

Ein Mann. Er ging etwas gebeugt, hatte graues Haar, das wirr im Gesicht hing. Er trug einen dunklen Anzug und schaute die Frau aus gnadenlosen Augen an. Unter seinen Arm hatte er sich ein Buch geklemmt, das er wie einen treuen Schatz festhielt. Die Haut in dem Gesicht wirkte lappig und faltig. Zwischen den Falten wuchsen dicke Pusteln. Der Mund stand leicht offen, die Augen waren in dauernder Bewegung, damit ihnen auch nichts entging.

Dieser Mann war kein Mensch, sondern ein Dämon. Und er nahm im Dämonenreich eine besondere Stellung ein. Er war dafür verantwortlich, dass die Versager unter den Dämonen bestraft wurden und es bereitete ihm jedes Mal Freude, eine Gerichtsverhandlung zu zelebrieren, um die Seelen der Versager danach dem Spuk, Herrscher im Reich der Schatten, zuzuspielen. Und er war nicht allein gekommen. Er hatte seinen Vertrauten mitgebracht, denn die andere Gestalt und er bildeten ein regelrechtes Tandem. Die Gestalt erschien aus dem Dunkel der Treppe. Von ihrem Kopf war nicht viel zu sehen, weil eine knallrote Kapuze ihn verdeckte. Der bloße Oberkörper war mit Muskeln bedeckt, in der rechten Hand trug der Dämon ein Schwert. Durch die Schlitze in der Kapuze schaute er die Frau an und blieb dann neben ihrem Stuhl stehen, wobei er mit den Stiefeln auf dem Boden scharrete. Auch diese Person war im Dämonenreich nicht unbekannt. Es handelte sich um keinen geringeren als Destero, den Dämonenhenker. Er und Maddox standen treu zu Asmodina und halfen mit, ihre Macht zu festigen. Miriam di Carlo setzte sich wieder.

Und gleichzeitig ging eine Veränderung mit ihr vor. Das Gesicht

verschob sich, es wurde breiter, und gleichzeitig nahmen auch die Augen einen gefühllosen Glanz an.

Aus der etwas größer gewordenen Stirn wuchsen zwei gebogene Hörner, das Wahrzeichen. Auf dem Stuhl hockte nicht mehr Miriam di Carlo, sondern Asmodina, die Teufelstochter...

\*\*\*

»Wen haben wir denn da?« lachte der mittlere der drei Kerle und schaute mich an, als wollte er mich fressen. »Hast du die Scheiße hier auch überlebt?«

»Ja.«

»Toll gesprächig, wie?«

Wohl war mir nicht zumute, denn diese marodierenden Typen sahen verdammt gefährlich aus. Zudem schienen sie ein Waffengeschäft ausgeplündert zu haben, denn noch nie in meinen Leben hatte ich Menschen so schwer bewaffnet gesehen. Soldaten einmal ausgenommen.

Jeder von ihnen trug Revolver und Pistolen verschiedener Kaliber. Da war eine Walther ebenso dabei, wie ein Colt Ruger oder ein 38er Smith & Wesson. Sie hatten sich aber auch Maschinenpistolen über die Schultern gehängt und Patronengurte gekreuzt über den Körpern liegen.

Die Lederjacken waren mit Abzeichen aus den Weltkriegen dekoriert.

Ich hatte schon oft mit Rockern zu tun gehabt, doch diese drei waren welche der schlimmsten Sorte. Es gab unter den Rockern wirklich feine Kerle. Das hatte ich gemerkt, als ich Fenris, den Dämonenwolf, jagte, doch diese hier waren arg. Jeder Quadratzentimeter ihrer Körper strahlte Gewalt aus.

Ich hielt die Beretta noch in der Hand, doch einer der Kerle hatte seine MPi auf mich gerichtet und gleichzeitig den Zeigefinger am Abzug liegen.

Keine Chance für mich.

»Dann las deine Kanone mal fallen!« befahl der mittlere. Er schien der Anführer des Trios zu sein. Die Haare hatte er in Punkmanier geschnitten. Rechts und links des Kopfes fehlten sie, nur durch die Mitte zog sich ein breiter rötlicher Haarkamm.

Die anderen beiden trugen fast den gleichen Haarschnitt. Allerdings waren ihre Schädel nicht so glatt, es wuchsen bereits die ersten Stoppeln nach.

Als ich nicht schnell genug die Beretta fallen ließ, schoss der MPi-Mann.

Die Garbe jaulte links an mir vorbei und klatschte in die Wand dicht neben der Tür.

Fast von selbst fiel die Beretta zu Boden. Der Anführer lachte. »So ist es gut, denn so will ich es haben, Meister. Und jetzt komm langsam vor.«

Ich ging auf ihn zu.

Die anderen beiden traten zur Seite und bildeten mit dem dritten einen Kreis, dessen Mittelpunkt ich war. Sie sprachen einige Sekunden nichts.

Ich sah auch den Grund. Alle drei schauten auf das vor meiner Brust hängende Kreuz. Schließlich begann der Boss zu kichern.

»Ist das ein Kreuz?« fragte er überflüssigerweise.

»Glaube schon.«

»Dann bist du wohl ein Heiliger, wie?«

»Fast«, erwiderte ich.

»Warum legen wir ihn nicht um?« grinste einer der Kerle. »Du bist ihm doch noch was schuldig, Punky.« Mit Punky hatte er den Anführer gemeint. Der nickte, als er mich anschaute und seine Maschinenpistole hob.

»Ja, warum lege ich dich eigentlich nicht um?« wiederholte er.

»Weil du keinen Grund hast«, gab ich zurück.

Er lachte kehlig.

»Ein Grund findet sich immer. Dein Gesicht passt mir zum Beispiel nicht.«

Ja, so schätzte ich die auch ein. Das waren keine Menschen mehr, sondern Marodeure, Gestalten, die keine Rücksicht kannten und auch übereinander herfallen würden, wenn es einem von ihnen einen Vorteil brachte. Sie waren allerdings von dieser Welle des Schreckens nicht in Mitleidenschaft gezogen worden, sondern lebten in der Welt voller Angst und Schrecken. Als Parasiten streunten sie umher, Räuber, Mörder, Totschläger.

»Warum ist euch nichts passiert?« fragte ich. Ich wollte den Faden nicht abreißen lassen, vielleicht wurden sie irgendwann einmal unaufmerksam.

»Wir sind eben anders«, kicherte Punky.

»Wie anders?«

»Wir setzen uns durch.«

»Gegen wen?«

»Schau dich an, Stinker. Dagegen setzen wir uns durch. Verstehst du nun?«

»Klar. Nur habe ich euch nichts getan.«

»Doch. Allein dass du anders bist, ist für uns schon ein Grund, dich abzuknallen. Wir haben uns den Weg hierher freikämpfen müssen. Andere wollten stärker sein. Es sind noch zahlreiche Typen auf den Beinen, das kannst du mir glauben. Aber nur die Stärksten von ihnen werden den Weg zu ihr finden.«

Ich horchte auf. »Wer ist ihr?«

»Du meinst sie?«

»Genau.«

»Sie ist eine Frau. Die Herrscherin in diesem Chaos. Sie braucht Getreue, und sie wird sie finden.« Eine Frau, hatte er gesagt. Da kam eigentlich nur eine in Frage. Asmodina.

Ich erkundigte mich nach dem Namen.

»Weiß nicht, ob sie so heißt. Kann sein.«

»Wachsen ihr zufällig zwei Hörner aus der Stirn?« wollte ich weiter wissen.

Die drei lachten. »Nicht nur aus der Stirn!« gluckste Punky, »sondern auch aus der Nase.«

Sie hielten sich für witzig. Mir zeigte die Antwort, dass sie Asmodina oder die Frau noch nie gesehen hatten. Und wenn, dann vielleicht in einer anderen Verkleidung. Die Rocker wurden unruhig.

Vor allen Dingen die Kerle mit den Igelhaarschnitten scharrten ungeduldig mit den Füßen.

»Leg ihn doch endlich um!«

Die Worte waren an Punky gerichtet. Der nickte.

»Ja, es ist besser, wenn er stirbt. Wir müssen den Weg frei haben.«

Jetzt wurde es mir mulmig. Die Rocker waren brutal genug, um ihren Vorsatz in die Tat umzusetzen. Ich musste sehen, dass ich aus der Falle herauskam.

»Der hat auch welche umgelegt«, sagte der zweite Igelkopf. »vor der Treppe draußen lag einer. Komische Gestalt.« Er kicherte. »Sah nicht nur aus wie 'ne Leiche, sondern war auch eine.«

Irgendwie stimmte dieser Widerspruch sogar.

»Wir sind ja im Schauhaus«, bemerkte Punky.

Der Stoppelkopf nickte hastig. »Genau. Und hier haben mal zwei gelegen, das weiß ich genau. Kid und Rocky. Die sind von den Bullen alle gemacht worden.«

Punkys Gesicht verzerrte sich.

»Klar«, sagte er.

»Ich erinnere mich gut daran. Kid war mein Freund. Mann, war ich sauer, als sie den umbrachten. Da habe ich mir geschworen, jeden Bullen umzulegen, den ich in die Finger kriege.«

Er schaute mich an. »Du siehst auch wie ein Bulle aus. Bist du

einer?«

Es hatte keinen Zweck zu lügen. Wenn sie mich durchsuchten, würden sie sowieso meinen Ausweis finden, deshalb gab ich zu, Polizist zu sein.

»Hatte ich es mir doch gedacht«, kicherte Punky.

»Aber ein einfacher Bulle bist du nicht.«

»Scotland-Yard.«

»Auch das noch.«

»Da kann er ja für unsere Freunde sterben«, hetzte einer der Stoppelköpfe.

Punky nickte.

In seinen Augen las ich die eiserne Entschlossenheit. Sie erinnerten mich an kalte Stahlkugeln. Er hob die Maschinenpistole leicht an. In seinen Mundwinkeln brannte sich das Lächeln fest.

Die Garbe würde mich nie verfehlen. Ich stand viel zu nah vor ihm. Da hätte mich sogar ein Kleinkind erschießen können.

Doch ich bekam noch eine Galgenfrist.

»Ich weis etwas Besseres«, kicherte einer der Stoppelköpfe.

»Und was?«

Ich entspannte mich wieder. Ein kleiner Aufschub, aber der Vorschlag des Rockers war sicherlich ebenso gemein, wenn nicht noch schlimmer.

»Wir haben Kid und Rocky doch damals hier besucht. Erinnerst du dich, Punky?«

»Klar, rede weiter.«

»Nicht so hastig. Ich sehe jetzt noch das Schießeisen von diesem Burschen, als er uns in den Keller führte und die lange Lade in der Wand aufzog.«

Da begriff der Rockerboss.

»Du meinst, dass wir den Bullen hier in die Lade stecken?«

»Klar. Da hält er sich wenigstens!«

Plötzlich strahlten die Augen des Rockers. »Die Idee ist gut«, rief er und lachte. »Die ist sogar ausgezeichnet. Wir stecken den Bullen in die Lade, dann wird er leicht angefroren.« Er lachte wieder.

Mir jedoch war nicht nach Lachen zumute. Diese drei Kerle hatten sich für mich einen schrecklichen Tod ausgedacht. Da war eine ehrliche Kugel sogar noch besser.

»Na Bulle? Wie gefällt dir das?« Ich schwieg.

»Der hat jetzt schon Schisse, sagte der links vor mir stehende Stoppelkopf.«

Ja, ich hatte Angst.

»Umdrehen!« klang der Befehl. Ich gehorchte.

»Den Weg kennst du ja!« hörte ich Punkys Stimme. »Erst geradeaus und dann die Treppe hinunter!«

Ich schritt das kurze Stück bis zum Treppenaufgang zurück. Vor der obersten Stufe blieb ich stehen und schaute die Stufen hinunter. Die Treppe kam mir vor wie der Eingang zur Hölle. An Flucht oder Widerstand war nicht zu denken. Obwohl ich mit dem Gedanken spielte, einfach zu verschwinden, schreckte ich letzten Endes davor zurück.

Ich wollte nicht sterben: Vielleicht ergab sich noch eine Möglichkeit zur Befreiung!

Ich spürte die Mündung der Maschinenpistole im Rücken. »Geh weiter!« fuhr man mich an.

Ich nahm die erste Stufe, die zweite.

Die Rocker blieben hinter mir. Ich hörte das Klinnen ihrer Abzeichen, die harten, fremden Tritte. Hin und wieder stieß mir jemand die MPi in den Rücken.

Unten lagen noch die von mir erledigten Zombies. Punky sagte: »Der hat ganz schön aufgeräumt, der Bursche.« Dabei kicherte er.

Wir betraten den Obduktionsraum, in dem sich auch die Kühlfächer befanden. Ich musste stehenbleiben. »Welche Lade nehmen wir

denn?« fragte Punky. Sie waren alles nummeriert.

»Schlage die Nummer dreizehn vor«, hörte ich einen der Stoppelköpfe sagen. »Ja, das ist gut.«

Schritte entfernten sich. Einer ging an mir vorbei und steuerte die Läden an.

Da es ziemlich düster war, musste er sehr nahe an die Läden herangehen, um die Nummer zu erkennen.

Er schritt sie nach rechts ab. »Dreizehn!« rief er. »Hier.« Das Fach befand sich rechts von mir.

»Vorwärts!« zischte Punky.

Ich setzte mich in Bewegung. Der Stoppelkopf zog die Lade bereits hervor. Sie rollte fast lautlos.

Mir kroch eine Gänsehaut über den Rücken. Etwa fünf Yards hatte ich zurückzulegen.

Eine Sache von wenigen Sekunden.

Dann blieb ich vor der Lade stehen. So dicht, dass ihr Ende meine Gürtelschnalle berührte. Auffordernd bekam ich die MPi-Mündung in den Rücken gedrückt. »Steig schon auf, Bulle!« Ich kannte die Mechanik dieser Läden. Sie hielten einiges an Gewicht aus.

Ich stemmte beide Hände auf den Rand und wuchtete mich hoch. Die Kerle hatten sich um die Lade herum aufgebaut. Am Kopfende stand Punky, die beiden anderen flankierten sie.

Ich legte mich auf den Rücken.

Die Kerle senkten die MPs. Ich starrte in drei Mündungen und in die grinsenden Gesichter darüber.

»Aus, Bulle!« knirschte Punky.

»Du wirst hier elendig verrecken.« Er lachte.

Dann schob er die Lade zu!

Schlagartig wurde es dunkel. Ich rollte in das Kühlfach hinein, und dicht hinter meinem Kopf rastete die Lade ein. Aus eigener Kraft konnte ich mich nicht mehr befreien. Um sie in Bewegung zu

bekommen, musste man vom ziehen.

Ich war in die Wand gefahren, und sie dämpfte auch jedes Geräusch.

Deshalb vernahm ich auch nicht, dass die Rocker das Schauhaus lachend verließen.

Um mich herum war es stockdunkel. Und ich besaß noch weniger Sauerstoff als in einem Sarg. In solch einer Totenkiste hatte ich auch schon einmal gelegen und war damals fast durchgedreht.

Auch jetzt fraß sich die Angst in mir hoch. Zuerst hörte ich meinen Herzschlag.

Er trommelte gegen die Rippen, in einem harten Rhythmus, der in meinem Schädel widerhallte. Obwohl es kühl war, stand mir der Schweiß auf der Stirn. Zudem klebte er wie eine Schicht am Körper, die Kleidung saugte den Schweiß auf. Ich konnte nichts dagegen tun.

Langsam machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, verloren zu haben. Hier gab es keinen Suko oder Bill Conolly, der mich aus dem Gefängnis holen konnte. Ich war völlig auf mich allein gestellt.

Meine Freunde, zumindest einige von ihnen, lebten nicht mehr. Ich hatte ihre Leichen mit eigenen Augen gesehen, und ich würde ihnen bald folgen.

Die Angst wurde stärker.

Obwohl ich am liebsten geschrien hätte, beherrschte ich mich so weit, dass ich nur vorsichtig Luft holte. Ich atmete immer durch die Nase, wollte meinen Tod so lange wie möglich hinauszögern, obwohl dies eigentlich keinen Sinn hatte.

Er kam sowieso.

Ich schloss die Augen. Die Angst hatte einen würgenden Kloß in meiner Kehle gebildet. Wie im Fieber umklammerte ich mein Kreuz. Aber es konnte mir keine Hilfe geben.

Dies hier war kein Gefängnis, in dem Dämonen regierten, hier hatten mich Menschen hineingesteckt. Rocker, Gangster, Mörder...

Nicht Asmodina hatte es geschafft oder Dr. Tod, nein, andere, normale Verbrecher.

Vielleicht war das mein Fehler. Ich konzentrierte mich eben immer nur auf die Mächte der Finsternis und vergaß dabei die anderen, obwohl gerade die Dämonen sich sehr gern Verbrecher als Handlanger aussuchten. Oft hatte ich es erlebt.

Aber warum zerbrach ich mir da überhaupt den Kopf? Mir tat sowieso bald nichts mehr weh. Gedanken über andere brauchte ich mir nicht zu machen, ich sollte lieber an mich selbst denken.

Aber gab es da noch etwas nachzudenken?

Nein, nicht mehr.

Der Sauerstoff nahm rapide ab. Ich merkte es daran, dass mir leicht schwindlig wurde, wenn ich atmete, zudem hatte der Druck in meinem Kopf zugenommen, das Blut rauschte in meinem Schädel.

Kein Zweifel, es ging dem Ende zu.

Ich begann darüber nachzudenken, wie lange ich es wohl noch aushalten konnte.

Zehn Minuten, fünf - oder nur drei?

Höchstens fünf, dann war es aus.

Fünfmal sechzig Sekunden bis zum Tod. Eine verdammt kurze Zeit, aber auch eine lange, wenn man sich quälen musste wie ich. Die Luft war kaum mehr zu atmen, zu verbraucht schon.

Und mein Herz pumpte.

Es klopfte rasend schnell, der Kreislauf war völlig durcheinander, das Blut vermisste den Sauerstoff, wurde dicker, und bald würde ich bewusstlos werden und nicht mehr hören oder sehen.

Schon jetzt war es nicht mehr völlig dunkel in meinem Gefängnis. Vor meinen Augen platzten rote Kreise auf und wirbelten an meinem Gesicht vorbei.

Mein Schädel schien explodieren zu wollen. Es dröhnte und hämmerte.

Ich konnte in dem engen Gefängnis nicht mehr ruhig liegenbleiben, rang verzweifelt nach Atem, doch ich wusste, dass es kaum noch Sauerstoff gab. Da war nichts mehr, keine Atemluft - des verbraucht.

Ich stöhnte.

Dabei wusste ich, dass mein Gesicht nur noch eine Fratze war. Ich hatte den Mund weit aufgerissen, meine Beine trampelten, ich stieß mir die Knie, ruckte hin und her und führte einen verzweifelten Kampf gegen den nahenden Tod.

Selten zuvor in meinem Leben hatte ich solch eine Not gelitten. Ich wusste überhaupt nicht mehr, was ich tat, mein ganzes Denken und Fühlen war ausgeschaltet, ich wurde nur noch von Instinkten geleitet, die sich kurz vor meinem Tod durch diese Zuckungen bemerkbar machten.

Immer weiter lief meine Lebensuhr ab. Sekunde für Sekunde tickte dahin.

Ich röchelte, Speichel sprühte vor meinen Lippen, der Druck wurde unerträglich. In meinem Kopf schien laufend etwas zu explodieren, grelle Sonnen, die auseinanderplatzten und mich überschwemmten.

Meine Angst wurde unerträglich.

Ich sah plötzlich bunte Bilder, konnte jedoch nicht erkennen, was sie darstellten, weil sie immer ineinander liefen und zu einem Farbenwirrwarr wurden. Sah so das Ende aus?

Ja, es musste so sein.

Als ich bereits mit meinem Leben abgeschlossen hatte, da geschah das Wunder.

Urplötzlich wurde die Lade aufgezogen!

Zuerst merkte ich gar nichts davon. Ich spürte nur, wie ich wieder Luft bekam, jedoch nicht durchatmen konnte, weil sich meine Lungen erst daran gewöhnen mussten. Der Sauerstoff stach in den Lungenflügeln, meine Brust schmerzte, die Angst, es letzten Endes nicht mehr zu schaffen, wurde übermächtig, doch ich erholte mich.

Die farbigen Bilder verschwanden. Langsam sah ich klarer, wenn auch nur alles durch einen Schleier, aber ich konnte was erkennen. Da ich auf dem Rücken lag, sah ich über mir die helle Decke, nahm Umrisse wahr und sah auch die viereckige Leuchtstoffröhre, die allerdings ausgeschaltet war.

Ich atmete. Saugte die herrliche, wunderbare Luft ein und blieb erst einmal liegen. Dabei zitterte ich am gesamten Körper, denn langsam spürte ich die Kälte. Doch wer hatte mich gerettet?

Im Augenblick hätte es sogar Dr. Tod sein können, es wäre mir egal gewesen, Hauptsache, ich bekam Luft. »Geht es dir wieder besser?«

Die Stimme hörte ich, doch den Mann sah ich nicht. Aber mir kam die Stimme sehr bekannt vor. Ich wollte bejahen, bekam allerdings nicht mehr als ein Krächzen aus meiner Kehle.

Trotzdem raffte ich mich zusammen und drehte den Kopf zur Seite.

Mein Retter stand neben der Bahre. Es war ein Freund und kein geringerer als Myxin, der Magier! Er lächelte.

Und ich sah ihm an, wie froh er war, dieser kleine Kerl, in seinem Mantel und der leicht grünlich schimmernden Haut.

Er stand neben der Bahre und fuhr mit seiner Hand über den Kopf.

»Ja, es war knapp«, sagte er.

Ich grinste. Dann fragte ich: »Wo kommst du eigentlich her?«

Meine Stimme klang noch immer kratzig, aber Myxin hatte mich verstanden.

»Das erzähle ich dir später.«

War mir auch recht. Hauptsache war, dass er mich gefunden hatte. Ich hatte schon gar nicht mehr daran geglaubt, dass es noch Menschen gab, die sich an mich erinnerten.

»Kannst du aufstehen?«

Ich schaute Myxin an. »Will es versuchen.«

Ich richtete mich auf, und Myxin half mir dabei. Er stützte mich gut ab.

Dann drehte ich meinen Körper und merkte sofort den Schwindel, der mich erfasste. Trotzdem sprang ich zu Boden.

Ich kam gut auf, aber die Wände, der gekachelte Fußboden, der gesamte Raum, alles schien vor meinen Augen zu verschwimmen. Jetzt machten sich die Nachwirkungen der Atemnot bemerkbar. Ich kam mir vor wie ein Betrunkener bei Windstärke sieben. Und hätte Myxin mich nicht gestützt, wäre ich der Länge nach hingeschlagen.

»War wohl doch etwas hart, wie?«

»Das kann man sagen.«

Ich drehte mich um und legte beide Hände auf die Bahre, so hatte ich einen einigermaßen sicheren Stand. Fast alle Bahren waren herausgezogen. Das sah ich erst jetzt, und Myxin lieferte die Erklärung.

»Ich hatte dich erst suchen müssen.«

»Ein paar Sekunden später wäre es vorbei gewesen«, keuchte ich.

»Ja.« Der kleine Magier griff in seine Manteltasche und holte die Beretta hervor. »Die habe ich oben gefunden.«

Dankbar nahm ich die Waffe entgegen. Die Rocker hatten sie liegengelassen. Sie brauchten sie nicht, denn sie besaßen sowieso genügend Waffen.

Ich schaute nach, ob die Kugeln noch im Magazin steckten. Es stimmte.

Beruhigt ließ ich die Beretta verschwinden.

Ich ging ein paar Schritte zur Seite und lehnte mich gegen die Wand.

Noch immer war ich nicht auf dem Damm, die Nachwirkungen der lebensgefährlichen Strapazen hingen mir noch zu sehr in den Knochen.

Myxin bemerkte dies natürlich, auch und ließ mich in Ruhe. Nach einigen Minuten war ich wieder fit. Ich hatte nur einen ungeheuren Durst.

»Du hast Zombies erledigt, nicht wahr?« sprach mich der kleine

Magier an.

»Ja, sie tauchten plötzlich auf. Die müssen hier unten gelegen haben.«

»Und vor der Katastrophe waren sie noch tot.«

Ich schaute Myxin an. »Was willst du damit sagen?«

»Das das hier ein Werk schlimmster Schwarzer Magie ist.«

»Und Asmodina steckt dahinter?«

Myxin nickte.

»Das weißt du genau?«

»Sicher. Ich ahnte die Katastrophe. Ich wusste es sogar, aber ich konnte nichts machen, dich nicht einmal warnen. Alles ging zu schnell, zu hastig.«

»Suko und Shao sind tot«, sagte ich mit matter Stimme.

»Ich weiß.«

»Mehr sagst du nicht dazu?«

»Nein.«

»Aber es sind doch auch deine Freunde gewesen!« hielt ich ihm entgegen.

»Muss man jeden Tod eines Bekannten denn kommentieren?« fragte Myxin.

Ich begriff ihn nicht. Das war alles zu seltsam. Myxin redete für mich wie ein Fremder.

Deshalb ging ich auch nicht weiter darauf ein, sondern wollte wissen, wie er hergekommen war.

»Wie du weißt, sammle ich noch immer meine Kräfte. Ich versuche, sie zurückzubekommen. Es ist schwierig, vielleicht sogar unmöglich. Aber einen Teil habe ich wiedererhalten. Nur darf Asmodina nichts davon merken. Sie würde mich erbarmungslos töten. Zum Glück ist sie in letzter Zeit sehr beschäftigt. Sie hat auch diesen Schlag hier genau vorbereitet und hatte kaum Zeit, sich um andere Dinge zu kümmern. Ich konnte meine Fühler ausstrecken, und es gelang mir,

mit einem Dämon Kontakt aufzunehmen, der über Asmodinas Bescheid wusste. Dieser Dämon ahnte nicht, dass er mit mir sprach, ich habe ihn durch ein Medium angerufen. Und so erfuhr ich, was Asmodina vorhatte. Ich reiste sofort nach London, wollte versuchen, diesen grausamen Schlag zu verhindern, doch ich kam zu spät. Sie hatte die Stadt schon unter ihrer Knute. Sie zog einen magischen Ring um die City, manipulierte und stürzte London in ein Chaos. Noch stehen einige Gebäude, doch soviel ich weiß, wird Asmodina alles dem Erdboden gleichmachen. Und sie sucht Mitstreiter. Menschen, die an ihrer Seite kämpfen. In diesem Chaos, das du hier siehst, leben noch Menschen. Allerdings böse, Personen, denen es nichts ausmacht, andere zu töten, wenn sie darin einen Vorteil sehen. Solche Typen braucht Asmodina. Sie sind die Marionetten in ihrer Hand. Sie kann sie lenken, sie kann sie leiten. Sie spielt mit dem Schrecken und hat ihr erstes großes Ziel erreicht. In den Trümmern dieser Stadt kämpfen Banden, und nur die Starken überleben. Die anderen werden vernichtet. Doch diejenigen, die es schaffen, werden das Vergnügen haben, in Asmodinas Dienerschaft einzugehen. Begreifst du jetzt, John Sinclair?«

Und ob ich begriff. Nun sah ich auch die Attacke der plündernden Rocker in einem ganz anderen Licht. Je mehr Tote sie auf ihrem schrecklichen Weg zurückließen, um so höher war ihr Ansehen bei der Teufelstochter.

Asmodina hatte das Chaos gewollt und es erreicht.

Sie war die Siegerin in diesem tödlichen Spiel.

Ich fing Myxins Blick auf. Der Magier lächelte nicht mehr. Er hatte seine Stirn in Falten gelegt und murmelte: »Ich kann mir vorstellen, was du jetzt denkst.«

»Ja, optimistische Gedanken sind es nicht«, gab ich zu.

»Asmodina hat es geschafft.«

»Vielleicht nicht ganz«, meinte der Magier.

»Wie kommst du darauf?«

»Finde es selbst heraus, John. Ich kann dir nicht zur Seite stehen. Asmodinas Dunstkreis ist mir zu nah.«

Wieder sprach Myxin in Rätseln. Ich wurde einfach nicht schlau aus ihm und hatte das Gefühl, dass er mehr wusste, als er in Wirklichkeit zugeben wollte.

Das sagte ich ihm auch.

»Nein, John, ich weiß nicht viel. Kaum etwas, wenn du es genau wissen willst. Ich war einmal mächtig, jetzt nicht mehr. Asmodina hat nicht nur dich besiegt, sondern auch mich.«

»Trotzdem hast du dich nach London getraut.«

»Das stimmt.«

Ich wartete auf eine Erklärung, er gab sie mir nicht. Myxin wirkte noch verschlossener als sonst. Ich sollte es selbst herausfinden, hatte er gesagt.

Was, zum Henker, sollte ich finden? Nein, fragen wollte ich ihn nicht danach, da hatte ich auch meinen stolz.

»Gehen wir gemeinsam gegen Asmodina?« machte ich einen letzten Versuch, ihn umzustimmen.

Hastig hob er beide Hände und schüttelte den Kopf. »Nie! Niemals. Das schaffe ich gar nicht.«

Ich dachte anders darüber. Meiner Meinung nach stellte Myxin sein Licht unter den Scheffel. Er stapelte bewusst tief und schien sogar Freude daran zu haben.

Ich fragte in der Richtung nicht weiter, sondern wechselte das Thema.

»Wie hast du mich eigentlich gefunden?«

Myxin hob die schmalen Schultern.

»Zufall, Glück, Intuition?« Er lächelte.

»Du kannst dir eines von den dreien aussuchen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich stimmt nichts. Du hast

genau gewusst, wo man mich festhält.«

»Nein, nein, aber ich wusste, dass du dich hier irgendwo befinden würdest.«

»Soho ist groß.«

»Ich habe alles abgesucht«, erklärte mir Myxin.

»Dann sah ich die drei plündernden Rocker. Sie unterhielten sich laut. Prahlten, gaben an, was sie alles erreicht hatten. Einer sprach von einem Bullen, der jetzt im Schauhaus verrecken würde. So fand ich dich.«

»Enorm, wirklich. Was hast du jetzt vor?«

Myxin deutete in Richtung Treppe. »Ich verschwinde, denn ich werde nicht mehr gebraucht.«

»Kneifst du etwa?«

»Nein.«

»Lüg nicht. Ich nahm an, dass wir zusammen...«

»Ich habe Angst vor Asmodina« Die Antwort kam schnell, er ließ mich nicht erst ausreden.

»Dann rechnest du damit, dass sie sich hier aufhält?«

»Das ist durchaus möglich.«

So ganz schmeckte mir das alles nicht. Myxin, Asmodina, die Trümmerlandschaft hier, der Tod meiner Freunde - alles Teile eines gewaltigen Puzzles. Ich musste sie nur zusammenlegen. Doch wie Puzzles das mal so an sich haben, ist es gar nicht einfach. Zuviel stand noch offen. Myxin hatte in Rätseln geredet, das gefiel mir nicht.

»Bleibst du in der Nähe?« versuchte ich ihn weiter auszuhorchen.

»Wenn ich es kann.«

»Die Antwort hätte ich mir auch selbst geben können«, erwiderte ich sarkastisch.

Myxin drehte sich herum und ging. An der Treppe winkte er noch einmal, dann verschluckte ihn die Düsternis.

Allein blieb ich zurück. In meinen Taschen fand ich die

Zigarettenschachtel und holte einen Glimmstängel hervor. Langsam rauchte ich und ließ den Qualm durch die Nase fließen. Dabei überlegte ich mein weiteres Vorgehen.

Zielstrebig konnte ich den Fall überhaupt nicht in Angriff nehmen. Dazu waren mir einfach zu wenige Fakten bekannt. Ich musste, wie schon zuvor, durch die zerstörte Stadt laufen und eine Auflösung des Falles dem Zufall überlassen.

Das passte mir gar nicht.

Unbewußt warf ich einen Blick zur Uhr.

Da fiel mir ein, dass ich sie in der Firma vergessen hatte. Ich war also ohne Zeitmesser. Die Uhr war auf fünf stehengeblieben.

Auch sehr seltsam...

Ob das etwas mit dem Fall zu tun hatte. War ich in ein Zeitloch geraten?

Eine Frage, die mich sehr beschäftigte, doch ich fand vorerst keine Antwort.

Ich musste weiter. Die Kippe trat ich mit dem Absatz aus. Unangefochten schritt ich die Treppe hoch. Auch oben hielt mich niemand auf. Die getöteten Zombies rührten sich nicht.

Ich stieg die Stufen vom am Eingang hinunter und betrat die Straße.

Lange Zeit hatte ich ja nichts von dem zerstörten Soho gesehen. Jetzt traf mich der Anblick - wieder wie ein Keulenschlag. Trümmer, Schutt und Zerstörung. Der Untergang der Zivilisation wurde mir drastisch vor Augen gehalten. Und noch immer schwebte der Brandgeruch durch die Straßen. Weiter im Norden sah ich den Widerschein von tanzenden Flammen.

Dort brannte es. Niemand war da, um zu löschen. Der Novemberwind fachte die Flammen nur noch mehr an.

Von den Rockern sah ich nichts. Ich hörte sie auch nicht. Es fielen im Moment keine Schüsse.

Die Ruhe vor dem Sturm...

Nach wenigen Minuten erreichte ich eine Kreuzung. Dort wandte ich mich scharf nach rechts und ging durch eine schmale Straße, deren rechte Seite noch erhalten war, die linke sich jedoch als ein gewaltiges Trümmerfeld präsentierte.

Ich schritt auf der rechten Seite.

Kneipen, Massage-Saloons, Porno-Shops, kleine Kinos, Restaurants.

Alles lag in tiefer Stille. Hin und wieder warf ich einen Blick in die Lokalitäten. Dann sah ich die Menschen.

Sie lagen oder saßen, als habe sie ein Schlag getroffen. In einem Striptease-Schuppen war die Tänzerin auf der Bühne zusammengebrochen.

Ich blieb stehen. Obwohl Myxin nur wenige Andeutungen gemacht hatte, begann ich zu überlegen. Der Vergleich mit dem Blitz war gar nicht so schlecht. Konnte es sein, dass Asmodina die Menschen mit einem magischen Blitz getötet hatte? Denn dass über Soho eine magische Kuppel lag, die auch Strahlen absenden musste, war daran zu erkennen, dass Tote wieder lebendig wurden.

Vor kurzem Verstorbene standen wieder auf. Und ich sah eine Leiche.

Die kannte ich sogar. Es war der Mann, den seine Frau mit dem Stielkamm getötet hatte. Auch diese Aggressionen wurden durch die Schwarze Magie hervorgerufen. Der Untote torkelte aus einer Einfahrt und blieb breitbeinig stehen, als er mich sah.

Er streckte die Arme aus, hatte Mühe mit dem Gleichgewicht und kam wie eine Marionette näher. Ich ließ ihn kommen.

Das Kreuz hielt ich griff- und wurfbereit. Doch ich brauchte es nicht einzusetzen.

Andere nahmen mir die »Arbeit« ab. Es waren Bekannte von mir dabei, nur keine guten.

In der Einfahrt, die auch der Wiedergänger verlassen hatte, hörte ich plötzlich Dröhnen.

Das Geräusch kam mir bekannt vor. Es entsteht, wenn jemand eine schwere Maschine anlässt. Da tauchte sie auch schon auf. Sie zischte aus der Einfahrt, besetzt mit zwei Mann.

Die beiden Stoppelkopf-Rocker. Sie hockten auf einer schweren Honda.

Der Hintermann schwang seine Maschinenpistole und schrie gegen das Dröhnen des Motors an.

Ich sprang zurück und tauchte in einem Hauseingang unter. Die Kerle sollten mich nicht so rasch entdecken, denn sie waren mir noch immer überlegen.

Der Rocker jagte auf die Straßenmitte zu und riss die Honda so hart herum, dass sie fast weggerutscht wäre. Im letzten Augenblick konnte er sie noch abfangen. Der Zombie hatte sich gedreht. Mich vergaß er, ein neuer Gegner war aufgetaucht.

Auf der Straße blieben die beiden Rocker stehen. »Paß mal auf!« brüllte der Stoppelkopf und hob die Maschinenpistole.

Dann schoss er.

Der Untote war schon auf dem Weg zu den beiden gewesen, als ihn die Kugeln trafen. Die Garbe schleuderte ihn zurück und warf ihn kurzerhand um.

Die Rocker lachten.

Siegessicher schwenkte der Stoppelkopf seine MPi. Doch plötzlich wurden seine Augen groß.

Der Zombie stand wieder auf. Er krümmte den Rücken, stützte sich ab und kam auf die Beine. Sein Körper bot ein schauriges Bild.

Vor Schreck würgte der Fahrer die Honda ab.

Es schien ihre erste Begegnung mit einem Zombie zu sein, denn sonst hätten sie anders reagiert. Der Untote wankte auf die Straße.

»Das halt ich nicht aus!« schrie der Rocker auf dem Sozius. »Das

gibt es nicht! Neiinnnn...!«

Er sprang von der Honda und rannte ein paar Schritte zur Seite, während der Fahrer sitzen blieb. Die Waffe hatte er völlig vergessen.

Dann war der Zombie heran. Mit beiden Händen packte er den Fahrer an den Aufschlägen seiner Jacke und schleuderte ihn zu Boden. Auch das Motorrad kippte um und begrub den Rocker unter sich.

Er schrie. Die Honda hatte seine Beine eingeklemmt, er kam einfach nicht weg.

Sein Kumpan kümmerte sich nicht um ihn. Er stand nur wenige Schritte entfernt und schaute zu, wie sich der Zombie langsam bückte. Das Opfer war ihm sicher. Ich hätte schon vorher eingreifen können, aber ich zögerte es bewusst hinaus. Der Rocker hatte mich eiskalt umbringen wollen, jetzt sollte er einen kleinen Teil seiner Strafe bekommen.

Der andere Stoppelkopf sah zwar, wie ich meine Deckung verließ, doch sein Blick war so starr und verdreht, dass er mich kaum wahrnahm. Die Hände des Zombies berührten den Körper des Rockers.

Kalte Hände.

Totenklauen...

Der Rocker schrie seine Angst hinaus. Dann war ich da, packte den Wiedergänger an der Schulter und schleuderte ihn herum.

Der Zombie krachte zu Boden.

Ich nahm das Kreuz. Er starre es vom Boden aus liegend an, seine Augen verdrehten sich, dann ließ ich das Kreuz fallen.

Der Untote bäumte sich auf, ein letztes Röcheln drang aus seinem Mund - vorbei.

Ich kreiselte sofort herum, denn noch war der zweite Rocker da. Und er war ein Feind.

Doch der Kerl dachte nicht daran, mich zu attackieren. Ich wollte aber kein Risiko eingehen und schaltete ihn mit einem einzigen Hieb aus. Bewusstlos blieb er liegen.

Dann kümmerte ich mich um den anderen.

Er kam unter der Maschine nicht weg und sah mich mit einem flehenden Blick an. Ich sah aber auch die Angst in seinen Augen leuchten.

Ich nahm das Kreuz wieder an mich und steckte es ein. Dann kümmerte ich mich um die Honda. Himmel, war die Maschine schwer. Es bereitete mir Mühe, sie aufzurichten.

Ich kickte den Ständer nach unten und bockte die Maschine auf. »Haben Sie sich etwas gebrochen?« fragte ich.

Er verzog das Gesicht. »Weiß nicht...«

Ich bückte mich und tastete seine Beine ab. Er stöhnte auf.

»Wahrscheinlich nur Prellungen«, beruhigte ich ihn. »Stehen Sie auf.«

»Kann nicht.«

Ich schaute ihn abschätzend an. Ja, so waren sie alle. In der Horde stark, doch als Einzelpersonen schwach und hilflos. Schmerzen konnten sie schon gar nicht vertragen, nur anderen zufügen. Ich reichte ihm die Hand.

»Steh auf!«

Er umklammerte meine Finger. Auf die Beine kam er, dann blieb er stehen und ging leicht in die Hocke. Ich schaute ihn an. Er erwiderte meinen Blick nicht, sondern senkte die Augenlider. Das schlechte Gewissen stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Ich packte ihn am Kragen seiner Jacke und drehte die Aufschläge zusammen. »Jetzt hör mir mal genau zu, Junge. Ich lasse dich und deinen Kumpan jetzt laufen. Aber das ist kein Freibrief. Wenn du irgend etwas für dich oder deine Kumpane tun willst, dann versteck dich. Verkriecht euch, bis das alles vorbei ist.« Er nickte.

»Und sollte ich euch noch mal erwischen, geht es nicht so glatt ab. Wie alt bist du eigentlich?«

»Neunzehn!«

Ich lachte hart. »Neunzehn Jahre und dann morden!«

»Nein!« kreischte er.

»Ich habe keinen Mord auf dem Gewissen. Ich...«

Er wurde ruhig, als ich ihn anschaute. Die Lüge nahm ich ihm nicht ab, schließlich hatte ich selbst gesehen, wie er auf den Zombie feuerte.

Der Rocker senkte den Kopf.

»Wo steckt dein BOSS?«

»Keine Ahnung«, erwiderte er. »Wir haben uns getrennt. Wirklich. Er wollte nicht mehr.«

»Hat er gesagt, wo er hingehen wollte?«

»Nein.«

»Wirklich nicht?«

Der Rocker hielt meinem Blick stand. Ich sah es ihm an, dass er nicht log.

»Okay«, sagte ich, »du kannst verschwinden.« Er schluckte, nickte und stahl sich davon. »Und nimm deinen Kumpan mit!« rief ich ihm noch hinterher.

Der Stoppelkopf bückte sich und hob den anderen Typ hoch. Er wuchtete ihn über seine linke Schulter. Wie ein Geschlagener schlich er weg. Die Maschine ließ er zurück.

Und die interessierte mich. Ich sah es als keinen Diebstahl an, wenn ich sie an mich nahm. Wir befanden uns in einer Ausnahmesituation.

Die beiden Rocker waren verschwunden. Ein Schuttberg entzog sie meinen Blicken.

Ich kickte den Ständer weg und startete die Maschine. Der satte Sound war Musik in meinen Ohren. Ein Lächeln glitt über meine Lippen, als ich mich auf den Feuerstuhl schwang. Ich fühlte mich

jetzt besser. Neben der Maschinenpistole hielt ich an. Warum sollte ich sie nicht mitnehmen?

Sie lag sowieso nur herum, und wenn ich mich wirklich mal verteidigen musste, konnte ich Silberkugeln sparen. Allerdings nur bei normalen menschlichen Gegnern.

Die Waffe war eine UZI, die ich auf Einzelfeuer stellen konnte, was ich auch tat. Dann fuhr ich los. Schon nach den ersten Yards fühlte ich mich auf der Honda wohl. Ich war zwar nicht vorschriftsmäßig gekleidet, mir fehlte unter anderem der Sturzhelm, aber es musste auch ohne gehen.

Und Gegenverkehr herrschte kaum.

Außerdem konnte ich nur im Schritttempo fahren und musste auch immer wieder Trümmerbrocken oder Schutthalden ausweichen.

Ich tuckerte langsam durch das Amüsierviertel von Soho. Es sah traurig aus, doch manchmal, wenn ich in die Einfahrten hineinschaute, sah ich auch auf den Hinterhöfen huschende Bewegungen, hörte Schüsse oder Schreie. Dann erreichte ich einen Platz, auf dem sonst hohe Ulmen wuchsen. Sie waren auch jetzt noch vorhanden, allerdings lagen sie unter den Trümmern eines Hauses, das auf sie gekippt war. Einige Äste schauten wie Arme aus dem Mauerwerk hervor.

Ich fuhr um den Platz herum, schaffte es bis zur Hälfte, dann kam ich nicht mehr weiter, sondern konnte nur noch nach rechts einbiegen, wo es noch eine freie Straße gab. Links von mir war alles zusammengebrochen. Ein riesiger Schuttberg türmte sich auf.

Ich warf noch einmal einen Blick zurück.

Da sah ich ihn.

Er stand auf dem Berg, hatte sich wirklich die höchste Stelle ausgesucht und erinnerte mich an ein Denkmal. Doch es war keins.

Derjenige, der sich dort oben aufhielt, war Destero, der Dämonenhenker.

Ich drehte und bremste.

Die Maschine stand. Beide Füße stellte ich auf den Boden, damit auch ich den nötigen Halt besaß. Destero wirkte wie der große Sieger. Seine Hände hatte er auf den Griff seines Schwertes gelegt, die Spitze der Klinge berührte einen großen Stein.

Wie immer trug er nur seine Kapuze und eine lange enge Hose. Die Stiefel waren kaum zu erkennen. Gern hätte ich gewusst, wie sein Gesicht unter der Kapuze aussah, aber das war vorerst noch ein Wunschtraum geblieben.

Wir fixierten uns.

In mir stieg die Wut hoch. Ich dachte an vergangene Fälle, wo ich ihn fast gehabt hätte. Ich dachte auch an das Abenteuer in der Schädelwelt, wo er vor meinen Augen ein Mädchen getötet hatte und ich es nicht hatte verhindern können.

Seit diesem Zeitpunkt hasste ich ihn noch mehr. Und er wusste das.

Trotzdem stand er triumphierend auf der Schutthalde und genoss es, auf mich herabsehen zu können. Dann hörte ich seine Stimme. Grollend schallte sie zu mir herunter. »John Sinclair!« donnerte er. »Ich weiß, dass du alles daransetzen willst, um mich zu vernichten, doch es wird dir nicht gelingen, glaube es mir. Die Zeit ist reif. Asmodina hat zugeschlagen. Sie hat endlich das Chaos und das Grauen gebracht. London erstickt unter der Apokalypse. Die Angst nimmt allen den Atem, auch dir wird sie bald die letzte Hoffnung rauben! Wir haben gewonnen!«

Das hatten sie in der Tat, und ich wusste es auch, aber ich dachte nicht daran, mich auf ein Streitgespräch einzulassen. Ich startete und fuhr einfach davon.

Sein Lachen schallte mir nach. Es bereitete mir fast körperliche Schmerzen.

Als ich abermals einen Blick über die Schulter zurückwarf, war Destero verschwunden. Etwas Gutes hatte sein Auftauchen jedoch

gehabt.

Ich war gewarnt, wusste jetzt, dass nicht nur irgendwelche Rocker auf mich lauerten, sondern auch gefährliche Dämonen wie Destero.

Gegen sie waren die Rocker eine leichte Beute. Ich war noch vorsichtiger geworden, als ich in die nächste schmale Straße einbog.

Und da hörte ich die Musik.

Sie überraschte mich völlig, denn damit hätte ich nie im Leben gerechnet. In einer toten Stadt, wo das Grauen sich ausgebreitet hatte, vernahm ich Musik.

Ich stoppte und lehnte die Honda gegen eine umgekippte Mauer. Da das Motorenengeräusch verstummt war, konnte ich die Melodie besser hören.

Sie musste aus einer der Bars dringen, und sie passte zu der gesamten Szenerie.

Song of Death - das Lied vom Tod!

Ein Film hatte diese Melodie berühmt gemacht, jetzt schallte sie mir entgegen.

Begleitmusik des Teufels. Meine Nackenhaare stellten sich hoch, als ich quer über die Straße ging und meine Schritte auf die Bar zu lenkte, die den Namen ATOMIC trug. Die Tür stand offen. Aus dem Rechteck wehten mir die Klänge entgegen.

Für mich stand fest, dass ich nachschauen musste.

Natürlich rechnete ich mit einer Falle und war entsprechend vorbereitet.

Ich verließ mich allerdings nur auf mein Kreuz, das offen vor der Brust pendelte. Bisher hatte es mich nicht im Stich gelassen.

Einen Schritt vor der Tür blieb ich stehen, sah die zerbrochenen Schaukästen auf dem Boden. Dann gab ich mir einen Ruck und betrat die Bar...

\*\*\*

Im gleichen Augenblick verstummte die Musik. Die Platte war

abgelaufen.

Die Stille machte mich für einen Moment nervös. Ich blieb dicht hinter der Tür stehen und spürte auf meiner rechten Schulter den Druck der Maschinenpistole und fragte mich, ob es nicht lächerlich war, hier diese Waffe mitzuschleppen. Aber was war in dieser verdammten Zeit schon normal? Was konnte man als unnormal bezeichnen?

Ich wusste es nicht.

»Kommen Sie ruhig näher«, lockte mich eine Frauenstimme und durchbrach meine Gedanken.

War das Asmodina? Hockte sie in dieser Bar und wartete auf mich?

Kaum, das wäre ihrer nicht würdig gewesen. Die Teufelstochter brauchte immer irgendeinen Rahmen, in dem sie sich aufhielt. Zigarettenrauch quoll mir entgegen. Ich sah die Glutspitze direkt vor mir. Die Frau rauchte. Jetzt erkannte ich sie. Sie hockte auf einem Stuhl und hatte die Beine lässig übereinandergeschlagen. Die Zigarette hing zwischen ihren Lippen. Sie wollte wohl einen leicht verruchten Eindruck erwecken, doch das schaffte sie nicht.

Dazu musste man einfach geboren sein. Diese Frau war es nicht.

Sie war eine Dame.

Eine wirkliche, keine vom horizontalen Gewerbe. Und sie erweckte meine Neugier. In einer Stadt der Trümmer und des Grauens war diese Frau wie eine zarte Pflanze der Hoffnung.

Sie lächelte mir entgegen. »Partner«, sagte sie.

»Wieso?«

»Sind wir nicht Partner? Allein gelassen im Chaos?«

»Vielleicht.« Ich schritt tiefer in diese Bar hinein und sah das Durcheinander auch hier.

Zwangsläufig verspürte ich großen Durst. »Gibt es hier etwas zu trinken?« fragte ich.

»Ein paar Whiskyflaschen sind noch heil geblieben.«

»Das meine ich nicht. Ich habe Durst und suche etwas Antialkoholisches.«

»Da kann ich Ihnen nicht helfen.«

Ich ging hinter die Bar. Dabei watete ich im Schnaps und Likör. Der Gestank war widerlich. Unter der Theke befanden sich normalerweise die Kühlfächer.

Das war auch hier der Fall. Ich zog die Tür eines Kühlschranks auf und fand kleine Flaschen mit Sodawasser.

Zwei nahm ich heraus, drehte bei einer den Verschluss auf und trank sie in einem Zug leer.

Das tat gut. Auch die zweite Flasche öffnete ich, nahm aber noch keinen Schluck. Mit ihr in der Hand kam ich wieder hinter der Bar hervor und gesellte mich zu der schönen Unbekannten.

Sie schaute mir entgegen.

Trotz der schwachen Beleuchtung erkannte ich, dass sie grünblaue Augen besaß. Eine wirklich seltsame Farbmischung. Ihr grüner Pullover zeigte einen V-Ausschnitt, und als sie sich jetzt weiter vorbeugte, sah ich die Ansätze ihrer Brüste.

Ich schluckte.

Irgendwie wirkte diese Frau auf mich erotisierend.

Sie machte mich regelrecht an, wie man heute sagt. Ihr braunes Haar war schon als wellige Flut zu bezeichnen. Als diese fiel es auch auf die Schultern. Hinter ihr hing ein Mantel über der Stuhllehne. Ich senkte meinen Blick.

Sie lächelte. »Woran denken Sie?« fragte die Schöne.

»An Sie.«

»Danke für das Kompliment. So etwas hört eine Frau immer gern.«

Ich schüttelte den Kopf. Es war Wahnsinn, es war irre. Man muss sich das einmal vorstellen. Da stand ich mitten in einem zerstörten London und flirtete mit einer Frau. Um uns herum das reinste Chaos, Verderben, der Untergang.

Doch an diesem Tag schienen sämtliche Gesetze über den Haufen geworfen zu sein.

Und wie schnell fanden wir Menschen uns damit ab. Ich nahm wieder einen Schluck.

»Wollen Sie sich nicht setzen?« fragte sie.

»Wenn ich darf.«

Sie lachte. Auch das gefiel mir. »Sagen Sie lieber, falls ich einen Stuhl finde.«

Den suchte ich. Hinten in der Bar lagen mehrere auf dem Boden, die noch zu benutzen waren. Ich nahm einen mit und stellte ihn im Winkel von 90 Grad zu der Frau auf. Dann ließ ich mich darauf nieder.

Sie fragte nach einer Zigarette. Ihre Packung war leer.

Ich hatte meine noch halb voll, gab ihr einen Glimmstängel und zündete mir selbst einen an. Über die Flamme meines Feuerzeugs hinweg schaute sie mich an, nickte und nahm einen tiefen Zug.

»Woran denken Sie?«

Ich hob die Schultern. »Ich frage mich, wer Sie sind?«

»Ich heiße Miriam di Carlo«

»John Sinclair.«

Während meiner Antwort behielt ich sie im Auge.

Sie zeigte mit keiner Reaktion an, dass sie den Namen schon mal gehört hatte. Er schien ihr neu zu sein. »Und wie kommen Sie hierher?« wollte ich wissen.

»Ich hatte Glück.«

»Mehr nicht?«

»Nein, nur Glück. Ich befand mich in einem Keller, als es passierte. Ich blieb so lange dort hocken, bis ich sicher sein konnte, dass es vorbei war. Dann traute ich mich hoch und fand diese Bar. Hier blieb ich sitzen.«

Sie erzählte die Geschichte überzeugend. Wenn sie stimmte, war es

okay, wenn nicht, dann konnte man sie als die perfekte Lügnerin bezeichnen. »Wir müssen uns wohl damit abfinden, die einzigen hier zu sein«, sagte sie.

»Das stimmt nicht.«

Sie schaute mich an. Ihre Nasenflügel vibrierten, die Lippen waren ein wenig geöffnet. Diese Frau schien unter Strom zu stehen.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich habe Menschen gesehen«, erwiderte ich.

»Aber es waren Plünderer, Marodeure, Verbrecher...«

»Wieso haben nur die überlebt?«

»Keine Ahnung.«

Sie schaute mich an. Mir war klar, dass sie mir die Worte nicht abnahm.

»Sie sagen die Unwahrheit, John.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Ich spüre es.«

»Ja, Sie haben recht. Ich sagte Ihnen nicht die Wahrheit.«

»Und warum nicht?«

»Weil die Wahrheit verdammt schwer zu ertragen ist, Miriam.«

Sie lachte. So laut, dass das Echo bis nach draußen auf die Straße schallte. Dann hörte sie abrupt damit auf.

»Die Wahrheit, John. Meine Güte, was ist das schon? Wir leben hier in einer Alptraumwelt. Wir kommen uns vor wie die letzten Überlebenden nach einem gewaltigen Krieg. Müssen uns gegen eine feindliche Umwelt wehren, müssen kämpfen, und da reden Sie von einer Wahrheit, die schwer zu ertragen ist. In dieser Ausnahmesituation kann man jede Wahrheit vertragen, John Sinclair. Jede!« Damit hatte sie recht.

»Eine Erklärung!« forderte sie.

Ich trat meine Zigarette aus.

»Die kann ich Ihnen auch nicht geben. Ich habe nur eine

Vermutung.«

»Dann die.«

»Kräfte, die wir nicht kennen, haben zugeschlagen. Mächte aus dem Jenseits, aus einer Parallelwelt, Dämonen, grausame Gestalten wollen das Chaos in die Welt bringen. Sie haben es geschafft. Soho, Londons City, ist ein einziger Trümmerhaufen. Das Grauen ist da, wir brauchen es nicht mehr zu stoppen, wir können es auch nicht mehr stoppen.«

»Sie sprechen tatsächlich von Dämonen, John? Glauben Sie eigentlich daran?«

»Ja.«

»Ich auch.«

Diese Eröffnung überraschte mich. Das hätte ich Miriam di Carlo nicht zugetraut.

»Wieso?«

»Die Erklärung ist leicht, John. Ich bin ein Medium oder ein medial begabter Mensch.«

Das war eine Eröffnung, die mich schockierte. War Miriam deshalb nicht in das Kraftfeld des Bösen geraten? Hatte sie aus diesem Grunde dem magischen Angriff trotzen können?

Ich wollte sie danach fragen, doch sie erzählte von sich aus weiter.

»Es war mir nicht neu. Ich wusste, dass so etwas kommen würde. Ich habe es gespürt, gesehen, geahnt. Und dann war ich nicht mehr überrascht. Aber mich traf es nicht. Ich habe Sie vorhin belogen, John. Ich hatte mich nicht im Keller verkrochen. Ich wohne am Rand von Soho, habe mein Haus ganz normal verlassen und bin durch das zerstörte Soho hierher in diese Bar gegangen. Und hier habe ich auch gewartet.«

»Auf wen?«

Sie lächelte. »Vielleicht auf Sie...«

Ich nahm ihre Hand. Sie ließ es geschehen, und sie rückte weiter zu

mir hin. Plötzlich sah ich ihr Gesicht dicht vor dem meinen. Ich sah den Mund, eine einzige Lockung, und ich warf mich in ihre Arme. Meine Hände durchwühlten ihr Haar, während meine Lippen ihren Mund verschlossen.

Es war ein wilder Kuss, der Kuss zweier Verzweifelter, dein gelassen in einer makabren Umwelt, die sich gegenseitig zu stützen versuchten und sich Kraft geben wollten, um zu überleben.

Hier galten andere Gesetze, die weder Miriam noch ich gemacht hatte.

Nach einer Weile lösten wir uns voneinander. Miriam lächelte.

Dann sagte sie: »Das musste wohl sein.«

Ich nickte. Gleichzeitig dachte ich wieder an das, was hinter mir lag. An meine Freunde, die gestorben waren, und ich fühlte mein Gewissen, das mich anklagte. Miriam schien zu merken, was in mir vorging, denn sie fasste nach meiner Hand.

»Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen«, sagte sie leise.

Ich lächelte. »Sicher nicht. Aber wir sollten jetzt an die Zukunft denken.«

»An die nahe Zukunft?«

»Ja.«

Sie nickte. Dann schaute sie auf mein Kreuz und nahm es in die Hand.

»Was ist das? Ein Talisman, ein Beschützer?«

»So kann man es nennen.« Ich war froh, dass sie das Kreuz anfasste, denn es gab mir die Gewähr, dass diese Frau vor mir kein Dämon war.

Nur ein medial begabter Mensch, wie sie selbst zugegeben hatte. Darin sah ich nichts Schlimmes.

»Sollen wir gehen?« fragte sie.

»Wohin?«

»Weg von hier.«

Ich war einverstanden und stand auf. Mein Blick fiel dabei auf die Musikbox. »Warum hast du eigentlich die Platte aufgelegt?«

»Das Lied passte einfach«, erwiderte sie.

Da hatte sie recht.

Song of Death - das Lied vom Tod. Denn der Tod hatte reichlich Ernte gehalten. Dabei dachte ich wieder an Destero, den Dämonenhenker. Er lauerte auch noch auf mich. Und nicht nur auf mich allein. Jetzt trug ich auch noch die Verantwortung für Miriam di Carlo. Ich musste bei ihr bleiben und sie unterstützen. Miriam stand auf. Sie nahm ihren Mantel und hängte ihn sich über die Schultern. Dann streckte sie mir die Hand entgegen. »Komm, ich will nicht länger hierbleiben.«

»Hast du ein Ziel?«

»Kann sein. Wir können zu mir gehen. Mein Haus steht noch. Dort kann man alles vergessen.«

Vergessen, das hatte sie gut gesagt. Aber wollte ich überhaupt alles vergessen? Sollte dies für immer so bleiben? Nein und abermals nein.

Das durfte ich nicht zulassen. Ich musste mich stellen, und ich war sicher, dass ich nur innerhalb dieses von Dämonen beherrschten Gebietes etwas unternehmen konnte. Das sagte ich auch Miriam.

Sie schaute mich nachdenklich an. »Vielleicht hast du recht, John. Aber nur vielleicht...«

Dann gingen wir.

Es war kühler geworden. Vielleicht kam es mir auch nur so vor. Der Wind fuhr durch meine Kleidung und hinterließ eine Gänsehaut. Auch Miriam fror, trotz ihres Mantels.

Ich legte einen Arm um ihre Schultern, und sie drückte sich eng an mich.

So gingen wir durch die Trümmerlandschaft. Ein Paar, zu zweit, aber trotzdem allein.

Wir schritten in eine andere Richtung. Auf der Honda wollte Miriam nicht fahren, so hatte ich die Maschine schweren Herzens stehengelassen.

Aber die Maschinenpistole hatte ich mitgenommen. Miriam sagte nichts dazu.

Ich hielt meine Augen offen. Nicht nur Destero lauerte irgendwo, sondern auch Asmodina. Ich wusste schließlich nicht, welche Trümpfe sie noch in der Hinterhand hielt. Bestimmt würde sie dann zuschlagen, wenn ich nicht mehr damit rechnete.

Ich erzählte Miriam von den lebenden Toten. Sie hörte zu, ohne ein Wort zu sagen.

»Deshalb müssen wir jederzeit damit rechnen, von Zombies angegriffen zu werden«, erklärte ich ihr.

»Das verstehe ich.« Dann blieb sie plötzlich stehen, legte die Stirn in Falten und schaute mich an. »Wenn sich Geschöpfe unter dieser magischen Glocke verändern, wenn also Leichen zum Leben erwachen, warum ist uns dann nichts passiert?«

Ich deutete auf mein Kreuz.

Die Frau nickte. Wind fuhr durch ihre Haare und blähte sie auf.  
»Und ich?«

»Weshalb bin ich verschont worden?«

»Weil du ein Medium bist.«

»Ist das deine ehrliche Meinung?«

»Ja, warum fragst du?«

»Nun, da mir nichts passiert ist, hättest du doch auch annehmen müssen, dass ich mit der Gegenseite unter einer Decke stecke.«

Ich lächelte. »Gar nicht so schlecht kombiniert, Miriam. Aber du bist keine Dämonin.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil du mein Kreuz angefasst hast. So harmlos es erscheinen mag, doch für Dämonen oder Kräfte der Finsternis ist es tödlich, das

musst du mir glauben.«

»Du wirst dich nie von ihm trennen, nicht wahr?«

»Nein!«

»John, du bist ein seltsamer Mensch. Ich habe in meinem Leben zahlreiche Männer kennen gelernt, doch keiner war wie du.«

»Ich halte mich für völlig normal.«

»Sicher, das stimmt. Nur verstehst du es meisterhaft, dich zu beherrschen. Hast du eigentlich keine Angst? Ich meine, Angst vor dem, was uns noch bevorsteht?«

»Doch, die habe ich.«

»Und?«

»Nichts und. Ich denke einfach nicht daran. Vor einer Stunde noch habe ich um mein Leben gezittert, als mich drei Rocker in die Kühllade eines Leichenhauses einsperrten. Ich habe es überstanden, wieder einmal,«

»Vielleicht hast du einen besonderen Schutzengel.«

»Möglich.«

»Bist du Polizist?«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich spüre es.«

Das war nicht einmal so weit hergeholt, wenn man bedachte, dass Miriam eine Person mit medialen Fähigkeiten war. Sie war anders als normale Menschen, das hatte sie mir bewiesen.

»Du willst nicht über deine Arbeit reden, John?« Ich deutete in die Runde.

»Das hier ist meine Arbeit und nichts anderes.«

»Manchmal bist du schwer zu verstehen, aber ich begreife dich.« Sie nahm meine Hand. »Komm, las uns gehen.«

Wir schritten weiter.

Wohin wir auch schauten, eine Alpträumlandschaft. Zerstörte Gebäude, eingefallene Häuser - Tod und Verderben...

Aus den Ruinen drang der Rauch. Die Brände waren längst nicht eingedämmt worden!

Wir gingen in Richtung Soho Square. Er liegt ziemlich im Nordosten des Stadtteils, schon dicht an der Grenze zu Bloomsbury, durch die bekannte Oxford Street getrennt. Ich wollte wissen, ob es hinter Soho auch so ausschaute.

Als ich Miriam darauf ansprach, sagte sie: »Natürlich. Ganz London liegt in Schutt und Asche.« Zuerst versetzte mir diese Antwort einen Schock.

Dann fragte ich: »Woher weißt du das?«

»Ich spüre es.«

Ich hob die Schultern.

»Glaubst du mir nicht?«

»Doch, doch. Nur im ersten Moment, da war es ein wenig seltsam, dies zu hören.«

»Manchmal reimt sich im Leben nicht alles zusammen«, erwiderte Miriam di Carlo.

Ich hatte mich immer wieder umgeschaut, suchte Verfolger oder Feinde.

Sie hielten sich zurück. Mir kam es vor, als würde man uns bewusst in Ruhe lassen, um hinterher nur noch härter zuschlagen zu können.

»Ob die Tiere sich auch verändert haben?« fragte Miriam plötzlich. Ich blieb stehen. »Wie kommst du darauf?«

»Wir haben uns doch verändert. Nein, Unsinn, wir nicht, aber die anderen Menschen. Den Tieren müsste es doch ähnlich ergehen. Sie sind auch Lebewesen.«

Im Prinzip hatte sie recht. Nur hoffte ich, dass dies nicht eintreten würde, denn ich hatte keine große Lust, auch noch gegen Tiermutationen zu kämpfen.

Mir reichten die Zombies.

Direkt am Soho Square liegt ein großes Krankenhaus. Wir sahen es

schon von weitem. Das Gebäude stand noch zur Hälfte. Miriam di Carlo deutete auf die Trümmer. »Sollen wir dort nicht nachschauen?« schlug sie vor.

»Was willst du da sehen?«

»Ich habe Hunger, John. Da kann man sicherlich etwas zu essen finden!«

»Meinetwegen.«

Wir gingen auf unser neues Ziel los. Vor dem Gebäude lagen Berge von Trümmern. Sie hatten mehrere Fahrzeuge begraben. Wir mussten über die Trümmer steigen und sahen den großen Eingang mit der Auffahrt.

Sie war total verschüttet, die Glastür zersplittet. Ein trauriger, deprimierender Anblick.

»Komm«, sagte Miriam.

Ich wollte erst nicht, denn ich ahnte, dass ich viel Leid zu sehen bekam.

Und vielleicht Zombies...

»Hast du Furcht?«

»Nein, Miriam.« Ich ging ein paar Schritte vor und stellte mich neben sie.

In der großen Empfangshalle lagen die Splitter der gewaltigen Scheiben.

Es knirschte, als wir über die hinweg schritten. Abermals sah ich die Menschen. Sie lagen auf dem Boden. Blass, regungslos. Männer, Frauen und Kinder. Besucher eben...

Das Grauen hatte auch sie überrascht.

»Kennst du dich hier aus?« fragte ich Miriam.

Sie nickte. »Ich habe hier mal eine Krankheit auskuriert«, erklärte sie mir.

»Ein gutes Haus.«

»Jetzt nicht mehr.«

Um uns herum war es still.

Keine natürliche Stille, sondern bedrückend, alptraumhaft. Man spürte das Grauen, das Unerklärliche, das hier lauerte. Ich merkte, dass es auf mich wartete. Befand ich mich schon am Ziel?

»Was ist mit dir, John?« Miriams Frage riss mich aus meinen Gedanken.

»Nichts, wirklich.«

Miriam schaute mich skeptisch an und lächelte.

»Lass uns weitergehen, bitte.«

Hier unten war noch alles in Ordnung. Zwar zeigten die Wände und auch die Decke einige Risse, aber sie stürzten nicht ein, das war die Hauptsache.

Nach einer noch intakten Glastür erreichten wir einen Gang, von dem nach wenigen Yards schon links eine Treppe hochföhre. Sie führte in die einzelnen Etagen des Krankenhauses. An den oberen Geschossen war die Treppe verschwunden, denn sie musste einfach mit eingestürzt sein.

»Ich wollte in die Küche«, sagte Miriam.

»Geh schon vor.«

»Weißt du denn, wo sie liegt?«

»Klar.« Ich deutete auf eine große schwarze Tafel. Weiße Buchstaben, zu Worten gelegt, gaben einen genauen Überblick, was sich in den einzelnen Etagen befand.

Wir trennten uns.

Miriam di Carlo schritt weiter geradeaus, während ich die Treppe hochging.

Auch die erste Etage war noch völlig in Ordnung.

Hier war die Männerstation untergebracht. Rechts ging es zum Operationssaal. Die Tür stand sperrangelweit offen. Ich konnte in den Raum hineinschauen und sah die zahlreichen Instrumente und Maschinen, die für ein modernes Klinikum unerlässlich sind.

Ich sah auch noch mehr.

Eine huschende Bewegung.

Sofort versteifte ich. Und da tauchte der Zombie schon auf. Er hatte sich hinter der Tür im toten Winkel aufgehalten. Zuerst sah ich einen nackten Arm, dann erschien der gesamte Mensch.

Er trug bereits das Leichenhemd. Es reichte ihm bis zu den Knöcheln, schwarze Haare fielen strähnig auf die Schultern. Er schaute sich nicht um, sondern lief quer durch den Raum auf eine Wand zu, wo er hart gegen prallte.

Es hätte mich auch gewundert, in einem Krankenhaus keine Zombies zu finden. Jeden Tag starben Menschen in solch einer großen Klinik, und sie, die Toten, waren durch die magische Glocke wieder zu einem schrecklichen Leben erweckt worden. Mich schauderte.

Zuerst wollte ich den Zombie töten, dann dachte ich an Miriam. Nein, Zeit durfte ich nicht verlieren. Ich wollte sie nicht allein lassen, denn sicherlich befanden sich noch mehr dieser Bestien innerhalb des Krankenhauses.

Lautlos zog ich mich zurück. Wenn Miriam wirklich etwas zu essen gefunden hatte, wollte ich so rasch wie möglich das Krankenhaus wieder verlassen.

Dies war kein guter Platz.

Ich lief rasch die Treppe hinunter.

Und ich wurde erwartet.

Myxin stand auf einmal vor der ersten Stufe. Er lächelte mich an.

»Du lebst noch?« fragte er.

»Warum sollte ich tot sein?«

»Du schwebst in Gefahr.«

»Ja, das weiß ich.«

»Anscheinend nicht, denn sonst würdest du nicht so reagieren. Die Schlinge um deinen Hals zieht sich bereits zu. Asmodina reagiert.

Und sie ist nicht allein.«

»Ich habe Destero gesehen.«

»Das ist gut, aber sie hat auch Maddox, den unheimlichen Richter, mitgebracht. Anscheinend will sie es wissen. Ich habe beide gesehen.«

»Wo?«

»Sie kamen aus einer nicht zerstörten Bar und gingen in diese Richtung.«

Bei mir im Kopf machte es »klick«.

»Hieß die Bar zufällig Atomic?«

»Ja.«

Ich musste schlucken. »Himmel, da haben wir Glück gehabt. Wir hatten uns dort aufgehalten.«

»Wer ist wir?«

Ich erzählte Myxin von Miriam di Carlo.

»Und du bist sicher, dass sie keine Gegnerin für dich ist?«

»Hundertprozentig. Ich habe nämlich den Test mit dem Kreuz gemacht. Sie hat ihn bestanden.«

»Dann ist es ja gut.«

Ich legte dem kleinen Magier die Hand auf die Schultern.

»Myxin, was weißt du? Raus mit der Sprache. Dir ist doch einiges bekannt, du hältst dich nur zurück.«

»Nein, John, mir ist nichts bekannt. Wenn ich wüsste, was gespielt wird, wäre mir wohler.«

Ich glaubte ihm. Myxin spielte nicht falsch. Er hatte sich auf meine Seite gestellt und dabei in Kauf genommen, dass auch er umgebracht wurde.

»Okay ich verstehe dich. Was hast du jetzt vor?«

»Wie ich schon erwähnte, die Schlinge wird enger. Asmodina holt zum Schlag aus. Ich will versuchen, sie zu beobachten, aber so, dass sie mich nicht sieht, denn gegen sie kann ich nichts ausrichten, John«,

seine Stimme wurde sehr ernst, »Viel Glück wünsche ich dir. Hoffentlich schaffst du es. Dieser Alptraum darf nicht länger anhalten. Es müssen wieder normale Zeiten anbrechen.«

Er drehte sich um und ging.

Was hatte er nur mit dem Alptraum gemeint und was mit länger anhalten?

Wieder ein Rätsel, dessen Lösung ich nicht wate, doch ich wollte es herausfinden. Der Kampf ging weiter. Von oben hörte ich ein dumpfes Geräusch. Dann klirrte etwas. Der Zombie hatte bestimmt was umgeworfen. Und das erinnerte mich wieder an die unmittelbare Gefahr, in der Miriam und ich schwebten.

Ich machte mich auf die Suche nach der Frau.

Den Hinweisschildern entnahm ich die Richtung, in die ich mich wenden musste.

Die Küche oder Kantine war gar nicht einfach zu finden. Ich musste durch mehrere Gänge, ging um Ecken, gelangte in Korridore, verließ mich und gelangte schließlich in einen Nebentrakt des Krankenhauses, wo nicht nur die Verwaltungsbüros lagen, sondern auch die Großküche.

Hier waren zwar die Fenster zerstört, ansonsten standen die Gebäude noch.

Ich blieb neben einem Fenster stehen und warf einen Blick in den Hof.

Eine Außentreppe endete in einem Wirrwarr von Trümmern und Balken.

Irgendwo rann Wasser und hatte schon einen kleinen See auf dem Hof gebildet.

Aber Miriam hatte ich noch immer nicht gefunden. Ich wandte mich wieder vom Fenster ab und stieß die schräg gegenüberliegende Doppeltür auf.

Das war die Großküche.

Fliesen an den Wänden. Davor die riesigen Kessel. In der Mitte die eingebauten Öfen. In der Wand sah ich ein Loch. Es gehörte zu einem Schacht, und ich erkannte einen Aufzug, mit dem das Essen in die oberen Etagen transportiert werden konnte. Dann wiederum sah ich die zahlreichen Servierwagen, die überall herumstanden, als hätte eine große Hand sie auseinandergeschoben. Nur von Miriam keine Spur. Ich hatte die Maschinenpistole von der Schulter rutschen lassen und sie in die Hand genommen. Noch stand sie auf Einzelfeuer.

Es war alles sehr seltsam. Miriam hatte sich nicht gemeldet. War sie gar nicht in der Küche? Hatte sie mich vielleicht reingelegt? Ich konnte es mir kaum vorstellen, aber ich musste damit rechnen, obwohl ich es nicht glauben wollte. In Situationen wie dieser sollte jeder froh sein, wenn er nicht allein war. »Miriam!« rief ich. Ich bekam keine Antwort. Nur das Echo meiner Stimme wurde von den gefliesten Wänden zurückgeworfen.

Wo steckte sie nur?

Links ging es in einen anderen Raum. Dort wollte ich nachschauen. Ich stieß die Tür sehr vorsichtig auf, erst nur einen Spalt. Und zwar drückte ich mit der MPi- Mündung dagegen.

Eine Vorratskammer lag dahinter. Ich schaute hinein, konnte Miriam sehen, doch sie wandte mir den Rücken zu und stand halb gebückt vor irgendeinem Gegenstand. Was sie da tat, sah ich nicht. Ich wollte sie anrufen, irgend etwas hielt mich zurück.

Dafür hörte ich das Schmatzen.

Ich schluckte.

Da ich keine andere Person entdeckte, konnte dieses Geräusch nur von Miriam stammen. Und sie hatte mir ja gesagt, dass sie etwas essen wollte.

Miriam stand vor einem langen Tisch. Zusätzlich sah ich die Tür eines Kühlschranks offen. Dort hingen Fleischstücke, ziemlich frisch

noch und auch blutig.

Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch. Als hätte Miriam diesen Verdacht geahnt oder gemerkt, drehte sie sich langsam um, schaute in Richtung Tür, und ich sah mit Schrecken ihr Gesicht.

Um den Mund herum war alles blutverschmiert. Und zwischen ihren Zähnen hingen noch die zähen Reste einiger Fleischstücke...

Und dieses Weib hast du geküsst!

Das waren die ersten Gedanken, die mir durch den Kopf schossen.

Verrückt, aber ich, konnte es nicht ändern...

Hart presste ich die Lippen aufeinander.

Was ich gesehen hatte, war kaum noch zu fassen. Miriam aß wie ein Tier. Zudem das rohe, noch blutige Fleisch irgendwelcher Rinder, Kälber oder Schweine. Ekelgefühl stieg in mir hoch. Für einen Augenblick schloss ich die Augen. Auf was hatte ich mich da eingelassen? Wer war diese Frau? Und hatte mich Myxin nicht gewarnt? Doch ich hatte die Warnung in den Wind geschlagen. Einfach so...

Mein Gott!

Fieberhaft überlegte ich, wie ich reagieren sollte. Sollte ich sie zur Rede stellen oder gar nichts tun? Ich entschloss mich, den Ahnungslosen zu spielen. Es war vielleicht besser.

Abermals rief ich ihren Namen. Dabei trat ich von der Tür zurück und tat so, als hätte ich erst den Raum betreten.

Und ich bekam Antwort.

»John!«

Jetzt war ich gespannt.

Neben dem großen Tisch mit den Öfen blieb ich stehen. Die Tür wurde aufgedrückt, und Miriam erschien. Völlig normal!

»Du, ich habe wirklich nichts zu essen gefunden. Das Zeug war noch roh, und dabei habe ich solch einen Hunger.«

Sie redete nicht mehr weiter, sondern schaute mich an. »Ist was,

John?«

»Wieso?«

»Du siehst mich so seltsam an.«

»Nein, nein, alles okay.« Meine Blicke wanderten über ihre Gestalt. Da war nicht ein Spritzer Blut zu sehen.

Sie wirkte völlig normal, diese Miriam di Carlo.

»Du hast dich dort umgesehen?« fragte ich.

»Ja.«

»Was liegt dahinter?«

»Nichts, eine Kühlkammer, mehr nicht.« Sie lächelte.

»Es ist traurig, dass man in einem Krankenhaus wie diesem nichts Essbares findet. Schade.«

»Und jetzt?«

Miriam schaute mich an. Ihr Blick war ohne Argwohn.

»Sollen wir nicht hierbleiben?«

Ich strich mir eine Haarsträhne aus der Stirn.

»Warum?«

»Nur so. Es ist doch egal, wo wir hingehen - oder nicht?«

»Das schon. Aber ich habe in diesem Krankenhaus einen Zombie gesehen. Einen Untoten. Wir müssen damit rechnen, dass man uns angreift. Verstehst du?«

»Klar.« Sie schaute auf meine Waffe.

»Du schaffst sie doch. Hast es mir selbst erzählt.«

»Meinst du, ich soll sie umlegen?« fragte ich bewusst hart.

»Genau.«

Ich kannte mich nicht mehr aus. Spielte diese Frau nun Theater, oder nicht? War alles nur Schau? Wollte sie mich testen, mich irreführen, um mich hinterher in die Falle zu locken?

Das konnte ich beim besten Willen nicht sagen. »Dann las uns gehen«, schlug sie vor, als sie sah, dass ich zögerte.

»Uns hält hier nichts.« Ich war einverstanden. Wir verließen den

großen Küchenraum und fanden uns in einem Gang wieder.

Noch immer überlegte ich. Hatte ich mich dem getäuscht? Nein, es war keine Täuschung gewesen - Miriam hatte tatsächlich dort gestanden und das rohe Fleisch verschlungen. Noch sehr deutlich sah ich die blutverschmierten Lippen.

War sie vielleicht ein Zombie?

Dieser Gedanke erschreckte mich zutiefst, so dass ich unwillkürlich stehenblieb. Miriam di Carlo merkte, dass etwas nicht stimmte und fragte: »Was ist los?«

»Nichts. Ich dachte nur über uns nach.«

»Und? Ist etwas dabei herausgekommen?«

»Nein. Dazu ist alles viel zu unnormal. Ich kann mich mit der Situation einfach nicht abfinden. Wir laufen hier durch eine alptraumhafte Gegend und warten darauf, dass etwas passiert.«

»Soll denn was passieren?«

»Natürlich. Ich möchte endlich zu einem Ende kommen.«

Miriam hob nur die Schultern.

Wir hatten diesen Komplex des Krankenhauses bereits hinter uns gelassen und befanden uns wieder in dem normalen Block.

Und da hörte ich Schüsse.

Sie waren über uns aufgeklungen, und die Echos hallten durch das Treppenhaus.

Ich rannte los. »Bleib du hier unten!« rief ich Miriam zu, dann stürmte ich die Stufen hoch. Wieder wurde geschossen.

Dem Klang und der schnellen Schußfolge nach zu urteilen, war mit einer Maschinenpistole gefeuert worden. Und in die Echos mischte sich ein verzweifelter Schrei.

»Ihr verdammten Hunde! Verreckt endlich!« Die Stimme überschlug sich und kippte über. Ich hatte sie trotzdem erkannt. Sie gehörte Punky, dem letzten der drei Rocker, dem Boss.

Ich konnte mir auch vorstellen, was geschehen war.

Höchstwahrscheinlich war er auf die Untoten getroffen und wehrte sich seiner Haut so gut es ging. Wahrscheinlich war er entsetzt, als er sah, dass er mit seiner Waffe nichts ausrichten konnte.

Ich rannte weiter.

Das erste Stockwerk hatte ich hinter mich gebracht und nahm das zweite in Angriff. Drei Stufen auf einmal nehmend, jagte ich die Treppe hoch und gab mir am Geländer immer den nötigen Schwung.

In der zweiten Etage blieb ich stehen. Durch die leeren Fenster pfiff der Wind. Ein Holzkreuz war von der Wand gefallen. Es lag auf dem Boden des Flurs.

Mein Blick zuckte nach links. Dort tat sich ein langer Flur auf, an dem die Krankenzimmer lagen. Und in einem wurde geschossen. Die Tür stand offen, denn ich sah, wie eine Kugelgarbe aus dem Zimmer fegte und in die Wand hackte, wo sie daumenlange Schrammen lies. Mochte Punky sein, wie er wollte. Verbrecher hin - Verbrecher her. In erster Linie war er ein Mensch. Und ich wollte ihn nicht den lebenden Leichen überlassen.

Er schrie jetzt. Wahrscheinlich hatte er keine Munition mehr für seine MPi.

Es wurde Zeit.

Obwohl sich der Rocker bestimmt in großer Gefahr befand, durfte ich kein Risiko eingehen. Er hatte noch andere Waffen und würde sicherlich um sich schießen. Ich duckte mich, blieb vor der offenen Tür stehen und peilte in das Krankenzimmer.

Nein, Punky feuerte nicht mehr.

Drei Zombies hatten ihn eingekilt. Und zwar war er von einem Bett an die Wand gedrückt worden, das zwei Zombies festhielten. Ihre Kräfte waren so stark, dass Punky nicht dagegen ankam. Er unternahm auch gar nicht den Versuch. Sein Gesicht war eine Grimasse aus Furcht und Entsetzen. Den Mund hatte er weit aufgerissen, aus den Augen rannen Tränen. Seine Wangenmuskeln

zuckten. Die Maschinenpistole lag in der Ecke, die Arme hatte er ausgestreckt.

»Hilfe!« keuchte er.

»Verdammt, Mann, hilf mir!« Das sagte er, als ich den Raum betrat. Ich legte die MPi aus der Hand. Damit konnte ich sowieso nicht viel anfangen. Wichtiger war es jetzt, effektiv zu arbeiten. Ich musste an die Untoten ran. Der eine, der das Bett festhielt, drehte sich.

Und in der Drehung griff ich ihn an.

Plötzlich blitzte mein Kreuz vor seinen Augen auf, und im nächsten Moment berührte das geweihte Metall sein Gesicht.

Er schrie, kippte auf das Bett und schlug im Todeskampf wild um sich.

Ich kümmerte mich nicht um ihn, sondern ging den zweiten Zombie an, der sich herumgedreht hatte und mich anstarrte.

Diesmal nahm ich die Beretta.

Das Echo des Schusses rollte durch das Zimmer und auf den Flur hinaus. Die lebende Leiche brach zusammen. Jetzt hatte ich nur noch einen Gegner. Der warf sich quer über das Bett, hatte dabei die Arme ausgestreckt und wollte mich packen. Ich sprang zurück.

Dann griff ich zu.

Mit einer Hand bekam ich ihn an den Haaren zu packen und schleuderte ihn zu Boden. Er heulte.

Die Berührung mit meinem Kreuz erstickte seinen Todesschrei.

Erledigt!

Ich wandte mich dem Rocker zu. Wie ein Häufchen Elend hockte er da und weinte. Ja, dem harten Kerl liefen die Tränen über das Gesicht. Er war am Ende mit seinen Nerven. Es hatte ihm nichts ausgemacht, die Menschen zu quälen und zu malträtieren, doch nun war seine Härte gebrochen. Wieder einmal erlebte ich, dass ein Mensch, der die innere Stärke nicht besitzt, einer Gefahr kaum trotzen kann. Wenn er wirklich allein und ohne Hilfe anderer um sein

Leben kämpfen musste, zerbrach er oft genug daran. »Komm her«, sagte ich und zog das Bett zurück. Er fiel hin.

Ich hob die Maschinenpistole auf und hängte sie über. Noch steckten einige Silberkugeln in der Beretta, das Kreuz hatte ich auch, nur die MPi würde mir nicht viel nützen. Ich nahm sie trotzdem wieder mit. Unter Umständen konnte ich sie auch als Schlagwaffe nutzen. Am Bettrand zog sich der Rocker hoch. In seinen Augen flackerte es. Mir kam er wie ein Mensch vor, der kurz vor dem Wahnsinn steht.

»Ich begreife es nicht«, flüsterte er.

»Verdammtd, ich begreife es einfach nicht.«

»Das kann ich mir denken. Hier herrschen andere Gesetze. Asmodina hat sie gemacht. Du würdest daran zerbrechen.«

Er nickte nur.

Jetzt hatte ich nicht nur auf Miriam achtzugeben, sondern auch auf den Rocker. Als Hilfe konnte ich ihn kaum bezeichnen, denn wie er reagierte, wenn es hart auf hart kam, hatte ich erlebt.

»Hast du noch mehr Zombies gesehen?« fragte ich ihn.

Er verstand mich nicht, und ich wiederholte die Frage.

Punkys hob die Schultern.

Also war es möglich, dass sich andere Untote innerhalb des Krankenhaus-Komplexes herumtrieben. Mir fiel der ein, den ich im OP-Saal gesehen hatte. Er befand sich nicht unter den Toten.

Es passte mir überhaupt nicht, dass ich noch einen Zombie in der Nähe wusste.

Punkys kam mir nach. »Gehen wir jetzt?« fragte er mit zitternder Stimme.

Seine Augen schauten mich bittend an. Das warf ein anderer Ausdruck als der, den ich gesehen hatte, als er mich kalt lächelnd in die Lade des Kühlhauses legte.

»Du bleibst hier«, wies ich ihn an.

»Warum?«

»Weil ich erst nachsehen will, ob noch ein Zombie existiert.«

»Und... wenn er kommt?«

»Schreist du.«

»Kann ich nicht doch mit?« Die Angst machte aus ihm ein bibberndes Bündel.

»Nein!«

Ich blieb bei meinem Vorsatz, denn ich hatte keine Lust, mich durch irgend jemand bei der Aufgabe behindern zu lassen. Den Weg wollte ich allein gehen. Ich verließ das Zimmer. Leer lag der Gang vor mir. Ich drehte den Kopf und schaute den langen Korridor entlang. Kein Licht brannte mehr. Die Leuchtstoffröhren waren zersplittet.

Ich wandte mich nach rechts und ging dorthin, wo auch die Treppen nach unten begann.

Unterwegs drehte ich mich um. Punky hatte es im Zimmer nicht ausgehalten und folgte mir doch. Ich ließ ihn. Vielleicht gelang es ihm so, seine Angst zu überwinden. An der Treppe blieb ich stehen. Und zwar so, dass ich nach unten in den Schacht schauen konnte.

Auf dem Geländer unter mir sah ich eine Hand. Bleich, etwas aufgedunsen, das konnte ich genau erkennen.

Sie gehörte einem Zombie.

Und die Hand wanderte nach oben. Das Wesen wollte also hochsteigen.

Ich lief dem Zombie entgegen.

Auf halber Strecke trafen wir uns. Drei Stufen vor ihm verhielt ich meinen Schritt. Er stand leicht gebückt und stierte mich aus verdrehten Augen an. Hinter mir keifte Punky. »Schlag ihn doch tot! Verdammt, mach ihn alle!« der Rockerboss hatte die Nerven verloren.

Ich nahm das Kreuz. Die Kette hielt ich fest, ließ das Kruzifix vorschwingen und traf das Gesicht des Zombies. Er riss die Arme

hoch, drückte seinen Rücken durch und fiel nach hinten. Sich überschlagend, rollte er die Stufen hinab, krachte gegen die Wand und blieb auf dem Absatz liegen.

Geschafft! Ich drehte mich und winkte Punky.

»Los, komm mit!«

Der Rocker drückte sich ängstlich an dem Zombie vorbei. Wie auch die anderen löste er sich nicht in Staub auf. Dazu war er noch nicht lange genug tot. Erst wenn die Leichen länger gelegen hatten, dabei spielte es keine Rolle, ob unter oder über der Erde, lösten sie sich auf, wenn sie mit dem Kreuz in Berührung kamen oder von einer geweihten Silberkugel getroffen wurden.

»Ich bin nicht allein«, erklärte ich dem Rocker.

»Bei mir befindet sich eine junge Frau.«

»Ja, ja.«

Ich hielt Punky fest und schaute ihm ins Gesicht. »Ich kenne euch genau, Freunde. Solltest du auf dumme Gedanken kommen und der Frau zu nahe treten, gibt es schweren Ärger. Verstanden?«

Er nickte hastig.

»Okay dann ist ja alles klar.«

Wir erreichten wieder das Erdgeschoss. Durch die zerstörte Eingangstür pfiff der Wind.

Ich schaute auf die gegenüberliegende Straßenseite, wo eine Fabrik ineinandergefallen war. Es stand seltsamerweise ein Teil des Schornsteins. Er ragte wie der einzige faule Zahn eines Riesen aus dem Schutt- und Trümmerberg.

Von meiner neuen Bekannten war nichts zu sehen. Hatte sie sich wieder aus dem Staub gemacht und war in das Gefrierhaus zurückgegangen?

Der Gedanke daran erschreckte mich zutiefst, und ich musste mich zusammenreißen, um nicht loszurennen.

»Wo ist denn die Frau?« fragte der Rocker. Er hatte sich wieder

erholte, sein Blick flackerte zwar noch, aber die große Angst war aus ihm verschwunden.

»Keine Ahnung.«

»Dann suchen wir sie.«

»Genau.« Ich nickte. Entfernen wollte ich mich nicht von dem Rocker, wenigstens nicht zu weit.

»Miriam!« rief ich.

Keine Antwort.

In meinem Magen bildete sich ein dicker Klumpen.

Ich ahnte, dass irgend etwas im Gange war. Sollte es tatsächlich der Fall sein, wollte ich härter rangehen.

»Wohin?« fragte Punky.

»Nach links.«

Wir gingen auf dem Weg in den Seitentrakt, den ich bereits kannte.

Unangefochten erreichten wir den Trakt. Ich wollte aber nicht nur im Kühlhaus nachschauen, sondern auch die Räume davor durchsuchen.

Da hatte ich bei meinem ersten Besuch noch nicht nachgesehen. Es gab mehrere Türen, sowohl rechts als auch links.

»Ich nehme die rechte Seite«, sagte der Rocker.

Da ich räumlich nicht sehr weit von ihm getrennt war, zeigte ich mich einverstanden.

Ich öffnete die nächstbeste Tür, der Rocker nahm die gegenüberliegende.

Nichts.

Weder ein Untoter noch Miriam di Carlo hielt sich in dem Raum verborgen.

Punkys hatte ebenfalls keinen Erfolg erzielt. Er hob die Schultern.

Langsam hatte ich das Gefühl, dass mich Miriam an der Nase herumführte. Sie spielte ihr Spiel mit mir, lullte mich erst ein, um dann überraschend zuschlagen zu können.

Die nächsten Türen.

Sie befanden sich dicht vor der eigentlichen Küche des Krankenhauses.

Wieder teilten wir uns.

Ich schaute in einen Raum, der als Abstellkammer diente. Da standen ineinandergestapelte Eimer, Kartons mit Seifenpulver und Putzmittel, hinzu kamen Besen und zahlreiche Kehrschaufeln. Ich schaute sogar hinter die Tür, ein Mensch befand sich nicht in diesem Raum.

Und dann hörte ich den Schrei.

So gellend und angstfüllt, dass mir eine Gänsehaut über den Rücken rann. Ich stand zwei Sekunden steif da und wirbelte dann herum. Der Schrei war gegenüber aufgeklungen, genau in dem Raum, wo auch Punky verschwunden war.

Spaltbreit stand die Tür offen. Ich rechnete mit einem Zombie und trat die Tür wuchtig auf.

Sie knallte gegen die Wand, ich konnte in den Raum hineinschauen und sah das grässliche Bild. Punky lag auf dem Boden. Er war tot. Jemand hatte ihn mit einer Axt umgebracht!

Wer war der Killer? Ein Zombie - oder...

Ich schritt über die Schwelle. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Hier irgendwo musste der Mörder lauem, er konnte nicht entkommen sein, ich hätte ihn sonst gesehen.

Da bemerkte ich die huschende Bewegung. Schräglage hinter mir. Ich ging sofort in die Hocke und drehte mich um die eigene Achse.

Miriam di Carlo war es.

Sie hatte hinter der Tür gelauert und sie sogar abprallen lassen. Wie ein Blitz huschte sie aus dem Raum und drosch die Tür hinter sich zu.

Ich reagierte zu spät. Als ich meine Hände um die Klinke legte und die Tür aufreißen wollte, drehte Miriam einen Schlüssel zweimal

herum.

Ich war eingeschlossen!

Dann hörte ich ihr Lachen.

Ja, sie stand draußen und lachte. Also stimmte es doch. Sie hatte das Fleisch gegessen, und sie musste es auch gewesen sein, die Punky umgebracht hatte.

O verdammt. Ich war wie ein Idiot in die Falle gelaufen. Aber warum hatte ihr der Anblick des Kreuzes nichts ausgemacht, wenn sie doch mit dem Bösen im Bunde stand?

Egal, jetzt hatte ich andere Sorgen. Ich musste hier raus und das Weib packen.

Auf dem Gang hörte ich hastige Schritte, die sich schnell entfernten.

Miriam di Carlo suchte das Weite. Ich aber kümmerte mich um die Tür.

Wenn es nicht anders ging, musste ich sie einrennen oder aus dem Fenster steigen, um die Klinik herumgehen und den vorderen Eingang benutzen.

Ich kam nicht dazu, Anlauf zu nehmen. Auf einmal hörte ich dicht neben mir ein Ächzen. Sofort wusste ich Bescheid.

Der tote Rocker!

Er lag ja auch unter der magischen Glocke und wurde zu einem Untoten, einem Zombie.

Er stand auf, wobei er nicht einmal das Beil aus seiner Brust zog.

Weiterhin lief das Blut aus der Wunde. Ich konnte seinen Anblick nicht ertragen, nahm das Kreuz und schleuderte es ihm entgegen.

Irgendwie verhakte es sich an seiner Kleidung. Er berührte es noch mit den Händen, und das genau war sein Verderben.

Punkys starb endgültig. Schwer krachte er zu Boden und blieb liegen.

Ich schloss für einen Moment die Augen. Diese Ruhepause tat gut, nach allem, was hinter mir lag. Ich wusste jetzt endgültig, dass

Miriam di Carlo eine Lügnerin war. Wenn ich daran dachte, dass ich ebenso diesen Raum hier hätte durchsuchen können, wurde mir ein wenig ungut zumute. Dann hätte ich jetzt unter Umständen die Axt in der Brust gehabt und wäre als Untoter... Nein, nur nicht weiterdenken.

Ich hatte mich auch entschlossen, nicht durch die Tür auszubrechen. Sie sah mir doch ein wenig stabil aus. Lieber nahm ich das Fenster. Es war groß genug, um - hindurchzuklettern. Die Scheibe fehlte sowieso.

Auf der Fensterbank stützte ich mich ab. Die Maschinenpistole behinderte mich ein wenig, aber ich nahm sie nicht von der Schulter.

Unter mir befanden sich etwa zwei Yards Zwischenraum.

Ich überwand sie mit einem Sprung.

Staub wallte hoch, als ich mit beiden Füßen zugleich aufkam.

Ich befand mich in einem ehemaligen Hinterhof der Klinik. Oder auch Nebenhof. Alles sah danach aus, als hätten hier die Wagen angehalten, die den Proviant brachten, denn ich entdeckte noch die Reste einer Verladerampe. So rasch es ging, lief ich parallel zum Haus auf den Eingang des Krankenhauses zu.

Der Wind trocknete mein erhitztes Gesicht. Am grauen Himmel, dicht unter den Wolken, kreisten rabenschwarze Vögel. Sie begleiteten meinen Weg. Dann versperrte mir eine Schutthalde den weiteren Weg.

Sie musste ich erst überklettern, rutschte zweimal wieder zurück, verdreckte meine Kleidung, dann hatte ich es geschafft.

Ich stand an der anderen Seite und konnte bereits den zerstörten Eingang sehen.

Hastig lief ich hinüber.

Meine Beretta hielt ich schussbereit. Wenn Miriam di Carlo auftauchte, wollte ich sofort reagieren und mich wehren können.

Völlig leer lag die Halle vor mir, wie schon beim ersten Mal. Jetzt

wusste ich auch, warum Miriam unbedingt in dieses Krankenhaus wollte. Hier kannte sie sich aus, hier hielt sie alle Trümpfe in der Hand, und wahrscheinlich war die große Falle für mich auch in diesem Hospital aufgebaut.

Aber wie passten Destero und Mattox ins Bild? Myxin hatte die beiden gesehen, auf sein Wort konnte ich blind vertrauen. Der kleine Magier band mir keinen Bären auf. Mit dem unerwarteten Auftauchen der beiden Dämonen musste ich auch rechnen.

So leise es ging, betrat ich die Halle. Doch meine Schritte waren noch zu hören. Die Glassplitter unter den Sohlen knirschten zu sehr.

Die Stille zerrte an meinen Nerven. Irgendwo hatte sich Miriam versteckt.

Sicherlich hatte sie sich auch eine zweite Waffe besorgt. Ich rechnete jederzeit mit einem heimtückischen Angriff.

Weit über mir polterte etwas. Daran gab es einen Krach, als wäre ein Gerüst zusammengefallen. Wahrscheinlich war dort oben einiges zusammengebrochen, denn dass noch mehr Zombies herumliefen, daran glaubte ich wirklich nicht. Ich merkte, wie gespannt meine Nerven waren. Sie standen dicht vor einer Zerreißprobe.

Jeden Augenblick konnte sie auftauchen.

Und sie erschien!

Urplötzlich huschte sie hinter einer Gangecke hervor. Obwohl ich damit gerechnet hatte, erschrak ich, schwenkte die Hand mit der Beretta herum und wollte schießen, doch sie sagte nur: »John!«

Ich zögerte.

»Was ist mit dir, John?« Lächelnd kam sie näher.

O verdammt. Ich nahm den Finger etwas vom Stecher zurück und schaute ihr starr entgegen.

»Willst du mich erschießen?« fragte sie erstaunt. Ich senkte die Waffe.

»Nein, ich war wohl ein wenig nervös.«

»Ja, das kann vorkommen.«

Vor mir blieb Miriam stehen und wollte mir beide Hände auf die Schultern legen.

Ich wich zurück.

»Was hast du denn?« fragte sie, und ein ungläubiger Ausdruck trat in ihre Augen.

»Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Da fragst du noch?«

»Ja, wo ist dieser Rocker?«

Ich schlug mir gegen die Stirn. Verdammt noch mal, wollte sie mich auf den Arm nehmen?

»Den Rocker hast du umgebracht!« schrie ich ihr ins Gesicht. »Mit einem Beil hast du ihn getötet. Er wurde zum Zombie, griff mich an, aber ich habe ihn endgültig erlöst. Weißt du nun Bescheid, Mörderin?« Ich redete mich so in Rage, dass ich das Kreuz nahm und es ihr auf den Arm legte.

Nun musste es sich zeigen.

Es passierte - nichts!

Ich schluckte und ging zurück. Starrte auf das Kreuz, dann auf die Frau es war alles normal. Mein Kruzifix hatte nicht reagiert. Es sah völlig normal aus, wie auch Miriam di Carlo.

In dieser verdamten Klinik verlor ich noch mal den Verstand. Hier wurde mit mir gespielt, hier wurde ich zum Narren gehalten, hier machte man mich fertig. Steckte Miriam wirklich mit der Gegenseite unter einer Decke? Langsam kamen mir Zweifel. Alles schien auf den Kopf gestellt worden zu sein. Nichts passte mehr zusammen - gar nichts.

»John, du siehst schlecht aus«, sagte sie.

Ich nickte nur. War auch kein Wunder. Ich kam mir wirklich vor wie jemand, der laufend im Kreis herumlief und dabei mit sich selbst zusammenstieß.

»Du müsstest dich ausruhen, John!« sagte Miriam.

Stur schüttelte ich den Kopf. »Nein, zum Teufel. Nein und abermals nein. Ich will mich nicht ausruhen, ich brauche mich nicht auszuruhen. Ich will endlich wissen, was los war.«

»Das möchte ich auch.«

Ich starrte sie an wie ein unbekanntes Bild. »Das möchtest du auch wissen?« lachte ich. »Zum Teufel, du steckst doch hinter allem. Du bist diejenige, welche...«

»Wohinter stecke ich?«

»Hinter all diesen Morden. Du hast den Rocker umgebracht.«

»Nein.«

»Und du hast auch nicht das rohe Fleisch gegessen. So schlimm, dass dir das Blut aus dem Mund tropfte. Habe ich recht?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Aber ich. Weil ich dich genau gesehen habe. In der Kühlkammer hast du gestanden und Stücke von dem blutigen, rohen Fleisch abgerissen. Willst du das leugnen?«

»Natürlich!«

Ich atmete tief durch. Sie hatte mich bei diesem Wort so unschuldig wie ein Neugeborenes angeschaut. Verflucht, konnte diese Frau sich verstehen! »Wo warst du dann?«

»Wie?«

»In den letzten Minuten.«

»Hier.«

»Und was hast du hier gemacht?«

»Mich umgesehen.«

»Mehr nicht?«

»Nein, John!«

Sie hatte sich nur umgesehen. Ihr war kein Rocker über den Weg gelaufen, es war ihr nichts passiert. Nur ich war der Idiot, der Trottel, der alles auszubaden hatte.

»Du solltest dir wirklich etwas Ruhe gönnen«, schlug sie lächelnd vor.

»Bitte, John.«

»Ich brauche es nicht.«

»Doch, komm mit.« Sie reichte mir die Hand. Völlig normal, nicht kalt wie Totenhände. Vor mir stand eine Frau aus Fleisch und Blut - keine Dämonin.

Und doch war ich sicher, dass sie den Rocker umgebracht hatte. Oder wurde ich selbst schon verrückt? Ich dachte daran, dass sie ein Medium war. Zwar keine Dämonin, aber auch kein normaler Mensch. Konnte sie vielleicht - und das lag durchaus im Bereich des Möglichen - die schrecklichen Bilder aus reiner Gedankenkraft projiziert haben?

Das war es!

Ja, Freunde, das war die Lösung. Eine andere gab es einfach nicht.

Miriam di Carlo verstand es, aus dem Unterbewusstsein grässliche Szenen zu projizieren. Warum war ich nicht schon vorher auf die Idee gekommen? Manchmal hat man wirklich eine lange Leitung.

»Woran denkst du, John?« fragte sie.

»An dich.« Meine Stimme klang wieder versöhnlicher.

»Und?«

»Du bist doch ein Medium. Hast es mir selbst erzählt, oder irre ich mich da?«

»Nein.«

»Okay, wenn du also ein Medium bist, dann müsste es dir doch möglich sein, mit der anderen Welt in Kontakt zu treten. Du müsstest sie spüren und vielleicht auch fühlen können. Liege ich da richtig?«

»Ich weiß es nicht...«

»Wieso nicht?«

»Ich kann das nicht steuern. Es kommt plötzlich. Dann sehe ich etwas, und im nächsten Moment ist es wieder weg.«

»Bist du in diesen Szenen des öfteren im Mittelpunkt?« fragte ich weiter.

»Manchmal ja.«

»Und? Sind es schlimme Szenen?«

»Ja.«

»Hast du schon jemand umgebracht?«

Sie senkte den Kopf.

Da wusste ich Bescheid. Trotzdem war des seltsam und verständnislos. Denn der Mord an dem Rocker war eine Tatsache gewesen. Keine Einbildung. Der Rocker lebte nicht mehr. Ich hatte ihn aus seinem Zombie-Dasein erlöst.

Etwas stimmte nicht.

Miriam hob den Kopf und blickte mir ins Gesicht. »John!« flüsterte sie, »John...«

»Was ist?«

»Da... passiert was, John. Ich sehe es. Genau, da geht etwas Schlimmes vor.«

»Wo?«

Sie schluckte. »In der Nähe. Hier, glaube ich. Fast hier. Direkt am Krankenhaus.« Miriam sprach plötzlich abgehackt. Ich war wie elektrisiert. Kam ich jetzt dem Geheimnis ihrer Person auf die Spur?

Konnte ich das Finale in diesem schrecklichen Falle einläuten?

»Weiter, Miriam, weiter!«

Sie sprach nicht mehr. Die Frau senkte den Kopf und schaute auf ihre Schuhspitzen.

Ich legte meine Hände unter ihr Kinn und hob den Kopf an. »Was ist geschehen?«

Ihre Lippen bewegten sich. Sie waren blutleer geworden, zeigten nur noch eine blasses Farbe. Auch ihr Gesicht war kalkig. Die Frau hatte schwer zu leiden. Dann drehte sie sich um. »Hin«, murmelte sie. »Wir müssen hin. Schnell, sie rufen mich!«

»Wer ruft dich?«

Miriam di Carlo gab keine Antwort, sondern lief los. Ihre Füße klatschen auf den kahlen Boden, die Arme schwenkten, sie rannte so schnell, dass die beiden Nähte an der Rockseite rissen. Und sie lief dorthin, wo sich der Nebentrakt des Hospitals befand.

Wollte sie mich wieder in die Falle locken?

Doch vor dem Kühlhaus wandte sie sich scharf nach links, tauchte in einem Gang unter, und als ich sie verfolgte, sah ich, dass der Gang vor einer schmalen Tür endete.

Ich konnte nicht verhindern, dass sie die Tür aufriss, den ersten Schritt tat - und...

Auf der Schwelle blieb ich stehen.

Was ich zu sehen bekam, war der nackte Horror! Hinter der Tür lag keine Trümmerlandschaft, beileibe nicht, die hätte anders ausgesehen.

Ich schaute in eine andere Welt.

In eine Alptraumwelt.

Eine gewaltige Steinfigur überragte alles. Sie hatte nur entfernt Ähnlichkeit mit einem menschlichen Körper, aber ich glaubte, in ihr ein Abbild Asmodinas zu sehen. Direkt vor der Figur auf der Erde befand sich ein Stuhl aus Stein, der noch leer war, aber Miriam lief darauf zu und nahm Platz.

Mit einem Knall schlug hinter mir die Tür zu, so dass der Rückweg versperrt war.

Meine Blicke glitten weiter, und ich sah die Zombies, die im Halbkreis um die Steinfigur herumstanden. Zombies, Untote, mindestens 10 an der Zahl. Und jeder einzelne war für mich ein potentieller Gegner. Und dann erkannte ich zwei weitere Gestalten. Sie standen vor den Wiedergängern.

Rechts des steinernen Stuhls hatte sich Destero, der Dämonenhenker, in seiner typischen Pose aufgebaut. Die

Schwertspitze berührte den Boden, beide Hände lagen auf dem Griff.

Die andere Seite, links neben der Frau, war von Mattox, dem unheimlichen Richter besetzt. Er hielt ein Buch in den Händen. Das Buch der Schwarzen Gesetze, mit denen das Reich der Dämonen regiert wurde. Mattox kannte jeden Paragraphen. Eine Strafe war schlimmer als die andere.

Hinter der Statue war die Welt schwarz. Finster, dunkel. Kein Licht brannte, kein Stern verbreitete Helligkeit. Dort lauerte die Schwärze des Alls mit solch einer Kälte, dass mich fröstelte.

Man schaute mich an, sagte keinen Ton, sondern starre mir nur ins Gesicht.

Die Augen hinter Desteros Kapuze funkelten, Mattox grinste dünn, die Zombies standen stumm. Ich wartete.

In meinem Innern hatte sich ein seltsames Gefühl breitgemacht. Eine Mischung aus Neugierde und Angst. Angst, weil die Gegner in der Überzahl waren, neugierig, weil ich das Rätsel endlich gelöst sehen wollte. Sie ließen sich Zeit. Lauerten, warteten, was ich wohl unternehmen würde.

Die Gesichter der Untoten waren kaum zu erkennen, sie verschwammen im Dämmer. Trotzdem konnte ich Männer, Frauen und Kinder unterscheiden. Das waren normale Menschen, vielleicht welche aus diesem Stadtteil, die von den Trümmern erschlagen waren und jetzt als Untote herumspukten.

Eine schlimme Vision.

Dann schaute ich wieder zu Miriam hinüber, die auf ihrem steinernen Stuhl saß, als würde er zu ihr gehören.

Seltsam, ich empfand sie nicht einmal als einen Fremdkörper unter dieser Statue. Miriam war eine Einheit, sie hatte sich völlig in den magischen Prozess mit eingegliedert. In dieser Welt herrschte eine absolute Windstille.

Nichts störte. Wir waren völlig allein und unter uns. Und ich war

mir sicher, dass ich schon in naher Zukunft die Lösung des Rätsels finden würde.

Nur die Zombies waren etwas unruhig. Einige von ihnen scharrten mit den Füßen, andere rissen ihre Lippen auf, wieder andere bewegten die Arme, streckten sie vor, öffneten dabei die Hände und schlossen sie rasch.

Ich fühlte, wie es kalt meinen Rücken hinunterrieselte. Diese Welt war ohne Gefühl, das spürte ich. Hier regierte das Böse, hier triumphierte es.

Von meinem Kreuz ging eine seltsame Wärme aus, die sich in den Körper fortpflanzte.

Wie würde es weitergehen? Noch hatte niemand gesprochen. Auch hier, ich eingeschossen, warteten auf das bahnbrechende Ereignis.

Das kam!

Es begann mit Miriam di Carlo. Sie zuckte plötzlich zusammen, rutschte auf ihrem Thron weiter nach vorn und legte den Kopf in den Nacken.

Dabei stieß sie ein bedauernswertes Stöhnen aus. Die Finger ihrer Hände krampften sich hart um die steinernen Lehnen, so dass die Knöchel spitz hervortraten. Schwer holte sie Atem.

Ich stand auf dem Sprung. Sollte es schlimmer werden, würde ich ihr zu Hilfe eilen.

Es war nicht nötig, sie entspannte und entkrampfte sich wieder, aber mit ihrem Gesicht ging eine Veränderung vor. Mir kam es vor, als hätte sich ein zweites, schemenhaftes dar übergelegt, das sich jetzt wie eine Maske auf ihre Haut drückte und in sie eindrang. Sogar so, dass sie das erste völlig verdrängte. Ein neues entstand.

Fasziniert und auch angewidert beobachtete ich weiter. Denn das neue Gesicht war mir beileibe nicht unbekannt. Ich hatte es schon des Öfteren gesehen.

Es gehörte - Asmodina!

Die Teufelstochter ergriff von Miriam di Carlo Besitz. Sie war wie ein Dybbuk, jenes Geistwesen, das sich in einem Gastkörper festsetzte, ihn übernahm und den Menschen zu einer völlig anderen Person machte.

Allerdings war es hier noch schlimmer, denn nicht nur Miriams Geist veränderte sich, sondern auch ihr Gesicht. Es wurde breiter, die Haare nahmen eine andere Farbe an.

Aus dem Braun wurde das knallige Rot der Teufelstochter, so wie sie mir leider in Erinnerung war. Auch der Mund vergrößerte sich, die Wangenknochen sprangen etwas spitzer hervor, aber das schlimmste war das Wahrzeichen. Es würde irgendwann erscheinen. Die beiden Hörner!

Plötzlich platzte die Haut auf der Stirn einfach weg. Es trat jedoch kein Blut hervor, sondern zwei dicke, beulenartige Auswüchse. Sehr rasch vergrößerten sie sich, wurden länger und ließen an ihren oberen Enden spitz zu. Teufelshörner eben!

Aus Miriam di Carlo war Asmodina, die Tochter des Teufels, geworden!

Tief atmete ich durch. Ähnliches hatte ich in den letzten Minuten geahnt, doch nun bekam ich den Beweis präsentiert. Und vielleicht auch eine Erklärung?

Ich hoffte es.

Asmodina alias Miriam lachte mich an. Es war ein böses, galliges Lachen, denn freundlich hatte ich die Teufelstochter noch nie gesehen.

Sie liebte das Grauen, unterstützte es, schürte es und war die Sendbotin des Chaos.

»John Sinclair!« sagte sie. »Es hat lange gedauert, aber nun hat dich dein Weg hierhergeführt. Ein Weg voller Schrecken, Panik und Angst, ein Weg, wie ich ihn haben will. Hast du damit gerechnet?«

»Ja.«

»Ich glaube dir sogar, denn dich kann man kaum noch erschüttern. Aber du bist doch reingefallen. Erinnerst du dich noch an die Bar, in der du Miriam geküsst hast? In Wirklichkeit hast du mich geküsst, Sinclair!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das lasse ich mir von dir nicht einreden, denn wäre dies tatsächlich der Fall gewesen, so hätte mein Kreuz reagiert. Bluffen kannst du mich nicht.«

Asmodina verzog die Mundwinkel. Sie vertrug es überhaupt nicht, wenn man sie als Lügnerin hinstellte und ihr dies auch noch bewies.

»Auf jeden Fall hat dich die kleine Miriam in die Falle gelockt. Da beißt keine Maus den Faden ab, und das war schließlich der Sinn der Sache.«

»Wie schlecht muss es dir ergehen«, spottete ich, »wenn du, nur um mich zu bekommen, eine ganze Stadt in Schutt und Asche legst. Unzählige Menschen opferst und was weiß ich alles anstellst. Nein, du bist jämmerlich, Asmodina. Mehr kann und will ich dazu nicht sagen. Du greifst zu Mitteln, die in keinem Verhältnis zum Erfolg stehen. Ich wäre freiwillig gekommen, wenn ich den Weg zu dir gekannt hätte. Ich kam auch vor nicht allzu langer Zeit in die Schädelwelt und habe Desterro, deinen Henker, getroffen. Da ist er mir leider entkommen...«

»Und heute entkommst du ihm nicht!« schrie Asmodina. »Kann sein.«

Sie hob den rechten Arm und ballte die Hand zur Faust. »Sinclair, Geisterjäger, nur wegen dir habe ich das alles gemacht. Ich habe die Untoten erschaffen, ich habe eine Stadt zerstört, aber niemand wird davon etwas wissen, denn mir ist es gelungen, die Zeit anzuhalten!«

»Wie?«

Jetzt lachte sie auf, als sie mein verdutztes Gesicht sah. Ich war perplex.

Asmodina hatte mit derzeit manipuliert. Sie hatte sie auf magische

Art und Weise angehalten, das hieß, dass sämtliche Bewegungen und normale Aktivitäten erstarrt sein mussten, und das Leben, so wie ich es erlebt hatte, unter der magischen Zeitglocke weiterlief. London war einerseits zerstört, andererseits wiederum nicht. Ich kam aus meiner Zeit, das Kreuz hatte mich geschützt, und ich konnte die Personen bekämpfen, die in die andere Zeit geraten waren.

Wenn ich sie tötete, waren sie wirklich tot, doch die anderen Toten, die unter den Trümmern begraben lagen oder sonst wie ums Leben gekommen waren, lebten in Wirklichkeit. Sie waren nur in der magischen Zeit gestorben.

Raffiniert eingefädelt.

Das musste heißen, dass Suko und Shao vielleicht noch lebten! Ja, das war es. Und außerdem hatten meine Freunde mich nicht erkannt, weil sie in einer anderen Zeit lebten.

Da erinnerte ich mich wieder an meine Uhren. Verdammt, sie waren stehengeblieben.

Um fünf Uhr morgens!

Ja, genau. Da war das Zeitloch entstanden. Um diese Zeit hatte Asmodina zugeschlagen. Wirklich kaum zu fassen und zu glauben, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte.

Ich atmete tief aus.

Asmodina nickte. »Ich weiß, was in deinem Kopf vorgeht, Geisterjäger. Du bist ziemlich aus der Fassung geraten, kann ich mir vorstellen, aber das macht nichts. Ich habe dich hergelockt und spiele mit dir. Vielleicht werde ich die Zeit wieder zurückdrehen, wenn du tot bist, vielleicht auch nicht.«

Der unheimliche Richter beugte sich zu Asmodina hinunter und flüsterte etwas.

Die Teufelstochter nickte. »Ja, du hast recht«, erwiderte sie. »ich muss es machen.«

»Was?« rief ich.

»Ich drehe die Zeit wieder zurück«, erklärte sie, »aber nicht, weil du es so willst, sondern aus anderen Gründen. Sonst käme auch Dr. Tod mit seiner Mordliga durcheinander, und das will ich auf keinen Fall. Aber du wirst die normale Zeit nur noch als Toter erleben, Geisterjäger.«

Sie drehte sich halb und gab einigen herumstehenden Zombies einen Wink.

Sie traten zurück und bildeten eine Gasse.

»Ich habe hier etwas«, rief Asmodina, »woran du sicher deine Freude haben wirst. Zwei Menschen, die dir sehr viel bedeuten. Kommt schon her!« lachte sie. Aus dem hinteren Teil der Gasse lösten sich zwei Zombies. Ich konnte sie noch nicht erkennen, sah aber dann, dass es ein Mann und eine Frau waren. Eine Frau mit langen Haaren.

Eine Chinesin.

Mir kam Shao entgegen, und einen Schritt hinter ihr ging Suko, mein Freund und Partner. Beide waren Zombies!

Was ich in diesem Augenblick fühlte, kann ich kaum beschreiben. Auch sie war so niederschmetternd, so schlimm, dass meine Knie weich wurden und die heiße Angst mir die Kehle zuschnürte. Ich hatte die beiden tot gesehen. Sie waren unter den Trümmern hervorgezogen worden. Und nun lebten sie wieder. Als Untote...

Asmodina hatte die Zeit angehalten, in London lief eigentlich alles normal weiter, und wenn das Zeitloch wieder verschwunden war, würde sich niemand mehr daran erinnern.

Oder doch?

War nicht das, was jetzt passierte, real? Ich hatte Punky, den Rocker, ausgeschaltet, und er würde auch nicht mehr zum Leben erweckt werden.

Ähnlich würde es mir mit Suko und Shao gehen. Wenn Asmodina sie auf mich hetzte und beide ihrem Trieb gehorchten, blieb mir

nichts anderes übrig, als sie zu töten.

Ich musste meine eigenen Freunde umbringen! Eine Vorstellung, die mich fast um den Verstand brachte. Shao und Suko trugen noch die gleiche Kleidung, die sie bei ihrem Tod angehabt hatten. Sie war nur verschmutzt. Irgendwie musste es ihnen gelungen sein, von den Totenbahnen zu entkommen. Asmodina hatte selbstverständlich ihren Spaß. Sie weidete sich an meinem Entsetzen. Sie wusste auch, dass ich ihren Plan durchschaut hatte, trotzdem sagte sie: »Ja, John Sinclair. Es wird kritisch für dich, mein Freund. Mein Plan nähert sich langsam dem Finale. Und du wirst die Hauptrolle spielen.«

»Was hast du vor?« erkundigte ich mich.

Ich kannte die Antwort schon, aber ich wollte sie noch einmal von ihr hören.

»Du wirst durch die Hand deiner Freunde sterben«, gab sie mir bekannt.

»Ich werde dabei zuschauen und sehen, wie du eingehst. Solltest du jedoch gewinnen, ist das ein Achtungserfolg. Mehr nicht. Deinem Tod kannst du trotzdem nicht entrinnen! Wir sind zu viele. Wir werden dich umbringen. Meinen Triumph kannst du mir nicht mehr nehmen, Geisterjäger.«

Alles deutete darauf hin, dass sie recht hatte. Ja, Asmodina ließ sich die Butter nicht mehr vom Brot nehmen. Sie war eiskalt und hielt immer gleich mehrere, Trümpfe in der Hand.

Ich schaute zu Shao und Suko hin.

Die beiden waren stehengeblieben und blickten auf ihre Herrin. Die Teufelstochter mit dem Körper der Miriam di Carlo klatschte in beide Hände.

»Lasst uns den Kampf beginnen. Ich will Sinclair tot zu meinen Füßen liegen sehen!«

Das hatte sie nicht umsonst gesagt. Sofort reagierte Destero. Er hob sein Schwert an. Ich zuckte unwillkürlich zur Seite, weil ich damit

rechnete, dass er es gegen mich erheben wollte. Doch er gab sein Schwert nur an Suko weiter.

Destero machte dies feierlich. Er schritt auf den Chinesen zu und überreichte ihm sein Henkersschwert. Suko nahm es entgegen.

In der rechten Hand hielt er die Waffe. Langsam drehte er den Kopf, er suchte seinen Gegner. Dann schaute er mich an.

Suko brauchte nicht mehr zu suchen. Er hatte mich gefunden, nickte und setzte sich in Bewegung...

\*\*\*

Noch einer hatte Angst um mein Leben.

Er hieß Myxin.

Der kleine Magier war zurückgeblieben. Er wusste genau, was hinter der Tür lag, doch er hatte sich nicht getraut, die Schwelle zu überschreiten.

Davor blieb er stehen.

Myxin wusste genau, was er sich zutrauen konnte. Er hätte die Tür öffnen und in das dahinter liegende Reich gehen können, aber damit wäre sein Schicksal besiegt gewesen.

Myxin war nicht feige, er wollte nur leben, um Asmodina weiter zu bekämpfen, und er versuchte, seine Kräfte einzuteilen. Und sie vor allen Dingen dosiert einzusetzen. Der Hass auf die Teufelstochter machte ihn nicht blind. Myxin ging methodisch vor.

In der letzten Zeit hatte er sich oft genug in die Einsamkeit zurückgezogen. Er hatte überlegt, geforscht und seine Kräfte analysiert.

Und er war zu dem Entschluss gekommen, dass er längst nicht die Macht besaß, um gegen Asmodina anzutreten. Er war ein Ausgestoßener, ein Verlorener, Freiwild für jeden Dämon, denn Asmodina wollte, dass er starb, nachdem es Myxin gelungen war, sich aus ihren Klauen zu befreien. Mit Sinclairs Hilfe war er damals in der verfallenen Ritterburg den grausamen Geschöpfen entkommen,

und sein Hass war seit dieser Zeit noch stärker geworden. Er hatte geübt. Myxin zog sich zurück, dachte nach, suchte nach magischen Riten, nach Beschwörungen, und es war ihm gelungen, niedrige Dämonen unter seine Kontrolle zu bekommen. Er bemerkte, dass ein kleiner Rest seiner Kräfte noch vorhanden war. Ihn galt es jetzt zu aktivieren.

Myxin ging in sich. Er führte eigene Seelenmassagen durch, und was er kaum für möglich gehalten hatte, trat ein.

Er wurde wieder mächtiger.

Zwar längst nicht so wie früher, wo er mit einem Fingerschnippen Dämonenheere in die Knie zwang, aber er schaffte es, sich aus Asmodinas Umklammerung zu befreien.

Menschen konnte er wieder besiegen, nur bei Dämonen hatte er noch Schwierigkeiten, es sei denn, sie gehörten den untersten Rängen an.

Was sich hinter der Tür abspielte, bekam Myxin nicht mit. Allerdings hatte er genügend Phantasie, um es sich ausmalen zu können. Die Frau hatte John Sinclair in die Falle gelockt. Ob bewusst oder unbewusst, das war noch die Frage.

Zuerst hatte Myxin noch an dem Wahrheitsgehalt seiner Informationen gezweifelt, aber im Laufe der Zeit hatte er, der Sensible, gespürt, dass mit Miriam di Carlo etwas nicht stimmte. Er spürte die Ausstrahlung des Mediums. Miriam war ein medial begabter Mensch, das merkte man sehr schnell, und solche Menschen sind natürlich ideale Opfer für dämonische Wesen. Das hatte auch Asmodina gewusst.

Sie hatte einen raffinierten Plan ausgeklügelt und sich wie ein Dybbuk in den Geist der Frau geschlichen. Sie hatte ihn regelrecht gespalten. Zwei Hälften blieben zurück.

Eine normale und eine, die Asmodina gehörte. Sie ließ Miriam an der langen Leine laufen und spielte die Hälften aus, wann immer es

ihr passte.

Jetzt stand Miriam unter ihrer Kontrolle.

Myxin hatte lange überlegt, wie er es machen konnte, wie er die Kreise stören sollte, und er war auch zu einem Entschluss gekommen. Er musste es durch Konzentration versuchen, denn seine telepathischen Fähigkeiten waren erwacht.

Vielleicht konnte er sie einsetzen.

Myxin hockte sich vor der Tür auf den Boden. Er nahm den Kreuzsitz ein und konzentrierte sich voll auf das hinter der Tür stattfindende Geschehen. Seine Augenlider senkten sich, er selbst sank in sich zusammen, konzentrierte seine Gedanken nur auf das Geschehen. Er merkte, wie um ihn herum die Umwelt versank. Sein Gehirn wurde leer, störende Gedanken oder Einflüsse verschwanden. Für ihn zählte nur noch das eine.

John Sinclairs Rettung.

Da sein Gehirn rein und frei war, frei für die Aufnahme des anderen, des Fremden, des Dämonischen, konnte er es versuchen.

Und er spürte den Einfluss. Schlimmes stürmte auf ihn ein. Ein Kaleidoskop des Schreckens. Myxin hatte das Gefühl, vom Boden abzuheben, zu schweben und hineinzugleiten in ein Weltall der Leere, der dämonischen Kälte, wo das nackte Chaos regierte.

Und der Mittelpunkt dieses Alls war eine Frau. Asmodina!

Ihr Gesicht erschien aus riesigen Schemen aus der tiefen Schwärze des Alls. Ihr grausames, böses Lächeln umspielte die Lippen, die Augen blickten kalt und erbarmungslos, als wollten sie die Seelen der Menschen an sich reißen. Myxin spürte das Böse, das von diesen Augen, diesem Gesicht ausstrahlte und auch seinen Geist zu überschwemmen drohte.

Er versuchte verzweifelt, eine Barriere aufzubauen, doch er war zu schwach.

Der kleine Magier stöhnte auf. Sein Gesicht verzerrte sich, langsam

kippte er zur Seite und merkte nicht, wie er auf den Boden schlug und liegenblieb.

Myxin war leer, seelisch ausgelaugt. Im fehlte die Kraft, um weiterzumachen.

Er brauchte eine Pause. Langsam verschwand das Bild vor seinem geistigen Auge. Das riesige Gesicht trat zurück, die fremden Gedanken verwischten, zogen sich zurück, und allmählich schälte sich wieder die Umgebung hervor.

Er sah die Tür, entdeckte, dass er im Krankenhaus lag und fand sich nur schwer wieder zurecht. Myxin richtete sich auf.

In steifer Haltung blieb es sitzen. Sein Kopf fühlte sich leer an, wie taub war sein Gehirn, als wäre es gar nicht mehr vorhanden. Der Meine Magier hatte sich zuviel vorgenommen. Er wollte durch seinen verzweifelten Versuch Asmodina besiegen, wollte sie geistig zerstören, er hatte sich übernommen und damit verloren. Nein, er war noch längst nicht soweit, um gegen die Teufelstochter bestehen zu können. Die Wahrheit traf ihn zwar, aber nicht so schwer, wie er eigentlich gedacht hatte. Myxin war da ziemlich illusionslos.

Er wusste allerdings auch, dass John Sinclairs Chance mehr als gering war. Dieser Hölle zu entkommen, war praktisch ein Ding der Unmöglichkeit. In ihrer Welt hielt Asmodina die Trümpfe fest in der Hand.

Und Sinclairs Tod hätte auch ein vorläufiges Ende des Kampfes bedeutet.

Diese Tatsachen waren Myxin bekannt. Allein konnte er nicht mit den Geschöpfen der Finsternis fertig werden.

Aber die anderen durften nicht gewinnen. Er musste es zu verhindern suchen. Sie sollten auf keinen Fall als die großen Sieger dastehen.

Was tun?

Myxin nahm einen zweiten Anlauf. Vielleicht gab es doch eine

Möglichkeit. Er musste versuchen, an die Frau heranzukommen. Sie war nicht so stark wie Asmodina. Ihr Geist war zwar von der Teufelstochter in Beschlag genommen worden, doch es gab sicherlich ein geringes Ich, das noch übriggeblieben war. Dieses Selbstgefühl wollte Myxin aktivieren.

Gleichzeitig musste er auch mit John Sinclair in Kontakt treten. Er wollte ihm eine geistige Information zukommen lassen, damit John sich auf den Kampf einstellte, den Myxin einleitete.

Ein gefährliches, riskantes Unterfangen, aber die einzige Möglichkeit, um etwas zu erreichen und- Asmodina zu hintergehen, doch Sinclairs Geist befand sich nicht unter ihrem Bann. Der Geisterjäger wurde durch sein Kruzifix gut beschützt.

Myxin nahm wieder die Kreuzsitz-Haltung ein. Er entspannte sich und streckte dann seine geistigen Fühler nach den Personen aus, die sich hinter der Tür befanden...

Ich steckte in einer höllischen Zwickmühle!

Natürlich hätte ich Suko mein Kreuz entgegenschleudern können, aber damit hätte ich meinen Freund auch gleichzeitig getötet. So hatte ich noch immer die Chance, Suko zu retten. Andererseits war, der Untote Chinese besessen davon, mich umzubringen. Er war zu einer Bestie geworden, war eine Metamorphose eingegangen, die ich bereits hinter mir hatte.

Es war erst ein paar Monate her, da hatte Mr. Mondo, ein Vasall Dr. Tods, mich zu einem Dämon gemacht. Ich war zu einer Blutbestie, zu einem Werwolf, geworden und hatte mich in Lupina, die Königin der Wölfe, verliebt. Eine schreckliche Zeit, an die ich wirklich nicht gern erinnert werde.

Und Suko kam.

Er ging längst nicht so geschmeidig wie früher. Es schien, als hätte er Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Er ging breitbeinig und pendelte seine Bewegungen aus.

Sukos Gesicht war durch die verdrehten Augen völlig entstellt. Der Mund stand halb offen, Speichel rann daraus hervor und tropfte zu Boden.

Das Schwert hielt er in der rechten Hand.

Es war eine gefährliche Waffe mit langer, breiter Klinge. Zahlreiche Opfer waren unter diesem Schwert schon gefallen und hatten ihren Kopf verloren.

Eine ähnliche Waffe besaß auch Tokata, der Samurai des Satans. Der, das wusste ich, war im Höllenfeuer geschmiedet worden, vielleicht verhielt es sich mit Desteros Schwert ähnlich. Dabei tötete der Dämonenhenker nicht allein mit der Klinge, nein, er hatte auch noch andere Methoden. Sehr gut konnte ich mich an den Galgen erinnern, an dem Bill Conolly auf dem Hügel der Gehenkten sein Leben aushauchen sollte. Auch schauten gespannt zu.

Asmodina hockte auf dem steinernen Thron und hatte sich ein wenig vorgebeugt. In ihren Augen leuchtete es. Sie konnte es kaum erwarten, bis ich tot vor ihren Füßen lag.

Nicht anders erging es Desterro und Mattox. Der Richter hatte sein Buch aufgeschlagen, er las daraus ab. Seine Lippen murmelten halblaute Worte.

Die Zombies griffen ebenfalls nicht ein. Sie warteten auf einen Befehl ihrer Herrin.

Auch Shao hielt sich zurück. Ihr sonst so hübsches Gesicht war leichenblass, der Mund zuckte.

Aus der Drehung schlug Suko zu. Es war ein hinterhältiger Schlag gewesen. Ich tauchte blitzschnell unter, so dass die Klinge über meinen Kopf fuhr.

Dann kam ich hoch, sprang vor und schlug selbst zu. Der Lauf traf Suko in Höhe des Halses. Es war ein Hieb, der ihn tatsächlich von den Beinen riss.

Steif fiel der Chinese hin.

Meine rechte Hand ließ die Waffe los und zuckte zum Kreuz. Im nächsten Augenblick überlegte ich es mir anders, und Asmodina blieb das Lachen im Hals stecken. Nein, den Spaß gönnte ich ihr nicht. Ich wollte Suko nicht töten. Er hatte sich hingeworfen, dabei um die eigene Achse gedreht und kam wieder hoch.

Abermals traf ihn mein Schlag, weil ich sofort nachsetzte. Jeder Hieb schmerzte mich selbst, aber es gab keine andere Möglichkeit, denn Suko wollte mich umbringen. Sein Geist war verwirrt, er war kein Mensch mehr, nur noch eine auf Töten programmierte Maschine.

Suko fiel wieder hin.

Auch ich warf die MPi weg und griff ihn jetzt mit bloßen Händen an. Ich wollte ihm das Schwert aus den Fingern winden und musste dabei achtgeben, dass ich Suko nicht zu nahe kam und ihn mit meinem Kreuz berührte.

Erst einmal kassierte ich einen Tritt.

Der Chinese hatte sich auf der Stelle gedreht und seine Beine mitgeschwungen. Ich wurde hart am Knie getroffen und knickte ein.

Suko lachte.

Er kam schneller auf die Füße, als ich erwartet hatte, griff sofort nach seinem Schwert und schlug damit zu. Ich warf mich zur Seite.

Die Klinge zischte an mir vorbei und hackte in den Boden. Er war weich, dunkel und nachgiebig. Sofort riss der Chinese das Schwert wieder hervor und kam erneut. Hoch stand er über mir. Seine beiden Arme waren leicht nach hinten gelegt, die Finger umklammerten den Schwertgriff.

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich eine mörderische Angst. Mit der Pistole hätte ich ihn geschafft, mit dem Kreuz auch, aber ich konnte es nicht. Lieber starb ich...

Noch zögerte Suko.

Und diese winzige Chance ließ ich mir nicht nehmen.

Ich rollte mich um die eigene Achse, gab mir ungeheuer viel Schwung, war schnell wie selten in meinem Leben, und es gelang mir tatsächlich, die Maschinenpistole zwischen die Finger zu kriegen.

Sofort riss ich sie hoch.

Da raste die Schwertklinge nach unten. Wuchtig, ungeheuer schnell fegte sie mir entgegen. Und sie klirrte gegen die MPi. Ich hatte sie gerade noch im richtigen Augenblick hochgerissen.

Gleichzeitig schleuderte ich meine Beine nach vorn. Ich wollte Suko treffen, doch er wich schon zurück. Ich kam auf die Beine, torkelte zur Seite und holte tief Atem. Verdammt, die letzte Attacke war mir an die Nieren gegangen. Ich hatte den letzten Schlag zwar abwehren können, doch meine Arme zitterten gewaltig nach, und auch die Knie waren mir weich geworden.

Ich rang und japste nach Luft, während Suko angefeuert wurde. Die Maschinenpistole wurde verdammt schwer in meiner Hand, und die Versuchung, mit einem Schuss aus der Beretta des klarzumachen, wurde größer denn je.

Noch widerstand ich. Nein, ich brachte es einfach nicht fertig, auf meinen Partner zu schießen. Das konnte ich nicht. Ich würde meines Lebens nicht mehr froh werden. Als ich damals als Werwolf herumgelaufen war, hatten meine Freunde auch anders reagiert. Sie hatten mich beschützt, denn auch ich wollte sie damals töten. Jane Collins erzählte mir hinterher davon.

Ich durfte Suko nicht umbringen!

Er hielt Desteros Schwert jetzt mit beiden Händen, schwang es nach rechts, dann nach links, hob es über seinen Kopf und schlug zu. Die Schläge kamen von beiden Seiten, schnell und wuchtig geführt, so dass es für mich immer schwerer wurde, auszuweichen. Irgendwann musste Suko treffen.

Und dann...

Während ich auswich, überlegte ich. Und in meinem Hirn wurde eine verzweifelte Idee geboren. Eine Idee, alles auf eine einzige Karte zu setzen.

Die hieß Asmodina!

Obwohl Suko mich attackierte, wollte ich versuchen, die Teufelstochter zu vernichten, zu schlagen. Dazu musste ich jedoch in ihre Nähe gelangen.

Ich befand mich augenblicklich rechts von ihr, die Zombies hatten den Kreis zwangsläufig erweitern müssen, wenn sie nicht selbst in Mitleidenschaft gezogen werden wollten, denn Sukos Schwertstreichs wischten oft nur dicht an ihren schwammigen Gesichtern vorbei.

Ich konzentrierte mich noch stärker auf meinen Gegner. Wieder führte Suko die Klinge geschickt. Von oben nach unten flog sie auf mich zu.

Ich steppste zur Seite, machte es geschickt, ließ mich fallen, rollte mich über die Schulter ab und kam wieder auf die Füße, allerdings so, dass ich näher bei Asmodina stand.

Der Chinese musste sich erst drehen.

Bevor er den nächsten Streich führte, reagierte ich. Vier, höchstens fünf Schritte trennten mich von dem steinernen Stuhl, auf dem die Teufelstochter hockte. Diese Entfernung überwand ich gedankenschnell, doch ich schaffte es nicht ganz.

Jemand griff ein.

Shao!

Bisher hatte sie abwartend dagestanden, doch als sie sah, dass es Suko nicht gelang, mich zu erledigen und ich auch an ihre Herrin wollte, sprang sie vor und ließ ein Bein stehen.

Ich sah es zu spät.

Mit einem Sprung wollte ich darüber hinweg. Aber Shao war geschickt.

Sie hob ihr Bein etwas an, ich machte einen halben Salto und krachte zu Boden, wobei ich dicht neben dem Thron der Teufelstochter liegenblieb.

Asmodina alias Miriam di Carlo lachte. Sie hob einen Fuß und trat mich.

Ihre Fußspitze hatte meine Hüfte getroffen, ich verzog vor schmerz das Gesicht und rollte mich auf den Rücken.

»Bleib so liegen!« peitschte ihr Befehl.

Ich rührte mich nicht.

Und Suko kam.

Er walzte förmlich heran. Ich sah ihn aus meiner Froschperspektive.

Dadurch wirkte sein Körper noch größer, noch gewaltiger. Wie ein bewaffneter Riese kam er mir vor.

Neben mir blieb er stehen.

Ich hatte die linke Hand um mein Kreuz gekrallt, die rechte lag locker auf meiner Brust. Mit verdrehten Augen schielte ich dem Chinesen ins Gesicht.

Suko nahm das Schwert!

Da sagte Asmodina etwas, was mir noch eine Gnadenfrist gab. »Mattox, lies das Urteil vor. Ich will, dass du es machst wie bei den abtrünnigen Dienern. Er soll selbst hören, was er sich eingebrockt hat!« Schweigen.

Mattox trat vor.

Auf diesen Augenblick hatte er lange gewartet. Seine Augen glänzten wie im Fieber. Der Mund stand halb offen. Er keuchte, feuchtete seine Finger an und blätterte einige Seiten weiter.

Dann legte er das Buch auf seine flachen Hände, senkte den Blick und begann zu lesen.

»John Sinclair, Todfeind aller Dämonen, du wirst dazu verurteilt, durch Enthauptung dein armseliges Leben zu verlieren. Die

Ausführung des Urteils erfolgt sofort. Als Henker ist dein ehemaliger Freund Suko ausersehen. Er wird dir mit einem Schlag den Kopf abtrennen! Henker!«

Mattox wandte den Blick und schaute Suko an. »Tritt vor, und walte deines Amtes!« Mattox hatte gesprochen. Nach den Schwarzen Gesetzen war das Urteil rechtskräftig.

Aus den Augenwinkeln bemerkte ich eine Bewegung. Zwei Zombies schleppten eine Steinbank herbei und stellten sie neben dem Thron der Teufelstochter auf.

Ich ahnte, was geschehen sollte.

Sofort griff Destero ein. Blitzschnell bückte er sich und riss mich hoch.

Bevor ich etwas unternehmen konnte, schleuderte er mich auf den Richtstein.

Ich landete auf der Brust, und der Schmerz fraß sich weiter bis zu Schultern und Hals.

Ich spürte unter mir das Kreuz, winkelte die linke Hand an und umfasste das silberne Kruzifix, das noch immer an der Kette um meinen Hals hing.

Kopf und Hals standen über den Richtstein hinweg, auf ihm mussten schon mehrere Menschen ihr Leben verloren haben, denn ich roch das eingetrocknete Blut.

Ich begann zu zittern. Plötzlich spürte ich die Angst. Meine Narbe begann zu brennen, eine Reaktion, die immer dann eintrat, wenn ich stark unter Stress stand. Ich hörte das Blut in meinem Schädel rauschen, die Todesangst trieb mir den Schweiß aus den Poren. Die Kleidung klebte feucht am Körper. Mich schwindelte. Dann hörte ich den Befehl.

Asmodina schrie: »Henker! Schlag zu. Töte den Geisterjäger John Sinclair!«

Und Suko hob das Schwert, um seinem besten Freund den Kopf

abzuschlagen...

\*\*\*

Myxin kämpfte verbissen!

Diesmal konzentrierte er sich nicht direkt auf Asmodina, wollte nicht die harte Konfrontation mit der Teufelstochter, denn die eine Lehre hatte ihm gereicht.

Sein Ziel war Miriam di Carlo und somit nur indirekt Asmodina.

Er hatte seine Gedanken gesammelt. Sein sowieso schon schmales Gesicht war noch schmäler geworden - und auch blasser.

Die Konzentration, die vor ihm liegende Aufgabe erforderte die Kräfte.

»Miriam di Carlo!« schrie er einen geistigen Befehl. »Melde dich, Miriam!«

Zuerst geschah nichts.

Keine Resonanz.

Noch einmal der Ruf.

»Miriam di Carlo. Ich will mit dir sprechen. Melde dich endlich!« Keine Antwort.

Myxin atmete schwer. Winzige Schweißperlen lagen auf seiner Stirn.

Durch die grüne Farbe schimmerten sie wie kleine Murmeln. Der Magier hob beide Hände und presste die zehn Fingerspitzen links und rechts gegen seine Stirn. Es musste doch zu schaffen sein! Es musste einfach!

Und wieder einmal wurde er sich der Schwäche bewusst, die ihn seit seiner Feindschaft mit Asmodina gepackt hielt. Er war ein Nichts, mehr nicht. Ein Schwarzblütler, über den man lachte.

Myxin unternahm einen erneuten Anlauf. Er verbannte seine selbstzerstörerischen Gedanken aus seinem Gehirn und konzentrierte sich voll auf die Sache.

Sein Gedanke war wie ein Schrei!

»Miriam«

Diesmal hatte er sich überfordert. Der gedankliche Stress hatte zuviel Kraft gekostet. Myxin fiel langsam zur Seite und blieb auf dem Boden liegen.

Blass, fertig, ausgelaugt...

Er war ein Versager!

Und diese Worte hämmerten unaufhörlich in seinem Hirn...

\*\*\*

Ich erwartete den tödlichen Schlag, vielleicht den kurzen, reißenden Schmerz und dann das absolute Nichts.

Die Schwärze des Todes...

Aber ich wollte nicht. Ich hatte das Kreuz, und es war aufgeladen mit Weißer Magie, mit der Kraft des Lichts, mit dem Signum der vier Erzengel versehen.

Michael, Gabriel, Raffael und Uriel...

Ich schrie verzweifelt die Namen heraus, flehte um Hilfe, und mein Kreuz reagierte.

Gleißende Helligkeit blendete mich, zuckte wie ein Blitz auf, den irgend jemand in der Luft angehalten hatte, damit er sich ausbreiten konnte.

Ich riss trotzdem die Augen weit auf, schaute in ein engmaschiges Lichtnetz und glaubte, dazwischen vier Gesichter schemenhaft schimmern zu sehen.

Die vier Erzengel.

Mein Gott...

Dann hörte ich einen Schrei.

Gellend, markenschüchternd...

Dieser Schrei riss mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Inmitten der Lichtaura wälzte ich mich herum, fiel vom Richtstein und merkte, dass mein Kreuz aufrecht in der Luft schwebte, als würden unsichtbare Hände es halten.

Das Kruzifix strahlte diesen Glanz ab, der nicht nur mich schützte, sondern sich ausgebreitet hatte. Er hatte das Schwert erfasst.

Deutlich sah ich die Klinge, und sie war längst nicht mehr so wie zuvor.

Bis zur Mitte hin war sie geschmolzen und schmolz weiter. Schwarzes Metall tropfte zu Boden, wo es zischend verdampfte.

»Las das Schwert fallen, Suko!« brüllte ich, weil ich Angst um meinen Partner hatte. Wenn das Licht ihn, den Zombie, erfasste, würde es ihn zerstören.

Suko gehorchte instinktiv.

Die Klinge rutschte ihm aus den Händen und fiel zu Boden.

Ich aber wirbelte herum und ging auf Asmodina zu. Sie war aufgesprungen, ihr Gesicht hatte sich zu einer Grimasse verzogen, und ich warf mich mit einem gewaltigen Sprung auf sie, bevor sie von anderer Seite Hilfe erwarten konnte.

Hart prallten wir zusammen. Selbst der schwere Steinstuhl kippte um.

Meine Hand mit dem Kreuz rutschte ab. Ich warf mich herum, umklammerte den Körper mit der linken Hand und riss ihn auf mich, um die Teufelstochter mit meinem Kreuz attackieren zu können.

Doch sie setzte ihre Gegenmagie an.

Plötzlich wurde mein rechter Arm lahm. Ich schaffte es nicht mehr, ihn hochzubekommen. Gleichzeitig brach auch die Lichtaura zusammen, weil die Symbiose zwischen mir und dem Kreuz zerbrochen war. Ich wurde schwächer...

Aber auch Asmodina hatte an Kraft verloren. Besonders deshalb, weil sie nicht völlig manifestiert war. Nur ihr Geist war in den Körper der Frau eingedrungen, hatte von Miriam di Carlo Besitz ergriffen und sie geleitet.

Ich spürte ihre Hände auf meinem Oberkörper, wie sie sich langsam höher tasteten und sich meinem Hals näherten, hörte den

keuchenden Atem und erstickte Laute.

Ich wollte zuschlagen, doch etwas hielt mich davon ab. Dann riss jemand an meiner Schulter, zog mich herum, und ich wurde hart zurückgeschleudert. Katzengewandt rollte ich mich ab, wollte auf die Füße springen, bis einer sagte: »Sag mal, hast du einen Vogel, oder was ist los?«

Ich riss die Augen auf.

Vor mir stand Suko. Er hielt ein Mädchen umfasst. Es war Shao. Und beide waren völlig normal!

Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Kalter Herbstwind durchwühlte meine Haare, er trocknete auch den Schweiß auf meinem Gesicht, und ich begann zu stöhnen.

Suko reichte mir seine freie Hand. »Steh auf, John.«

Ich griff zu und ließ mich von meinem Partner hochziehen. »Wo sind wir?« fragte ich. Der Chinese hob die Schultern.

»Weißt du, wie du hierher kommst?«

»Nein.«

Ich lächelte.

»Aber du?« fragte Suko.

»Vielleicht.« Ich drehte mich um, um zu sehen, wo ich mich wohl befand.

Es war noch dunkel, aber erste Lichter brannten bereits, und auch die Geräusche fahrender Wagen waren zu vernehmen.

Ich kannte solche Stimmungen. Sie entstanden, wenn langsam der Morgen anbrach.

»Wie spät ist es eigentlich?« fragte ich meinen Freund und Partner.

»Fünf Uhr morgens!«

Da fiel mir des wieder ein. Meine eigene Uhr war auf fünf stehengeblieben. Dann trat durch Asmodinas Mithilfe das Zeitloch ein.

Sie hatte die Zeit angehalten. Ich war in den Strudel dieser

Ereignisse hineingeraten, niemand hatte mich erkannt, ich erlebte den Untergang Londons mit, lernte Miriam di Carlo kennen und wurde in eine Falle gelockt und zum Tode verurteilt.

Suko sollte mich töten.

Ich schaute ihn an.

»Ist was?« fragte er.

»Nein, du wolltest mir nur den Schädel abschlagen,« erwiderte ich sarkastisch.

Der Chinese lächelte. »Das wünsche ich mir zwar immer, damit dein vorlautes Maul mal gestopft wird, aber dann sage ich mir, dass auch Kreaturen wie du ein Recht haben, zu leben.«

»Du wolltest mich wirklich töten.«

Als Suko mein ernstes Gesicht sah, da wusste er, dass ich keinen Spaß machte.

»Was ist wirklich losgewesen, John?«

»Nicht hier«, erwiderte ich. »Wir gehen woanders hin. Vielleicht hat noch eine Bar offen, was weiß ich...«

»Okay.«

»Nimmst du sie auch mit?«

»Wen?«

»Die junge Frau dort.«

Einsam und verlassen stand Miriam di Carlo neben einem Baum. Himmel, sie hatte ich völlig vergessen. Ich lief zu ihr und fasste sie unter.

»Kommen Sie!«

Miriam nickte nur. Sie lehnte den Kopf an meine Schulter. Die Frau war äußerlich völlig in Ordnung. Ich wusste allerdings nicht, welche seelischen Spuren der Fall hinterlassen hatte.

»Weißt du, wo wir sind, John?« fragte sie leise.

»Nein.«

»In Soho. Am St. Michael's Hospital.«

»Und es liegt nicht in Trümmern«, murmelte ich. »Nein, es liegt nicht in Trümmern.«

Wir fanden eine offene Bar. Kaffee gab es. Der Wirt war zwar mürrisch, aber er schob zwei Kannen auf den kleinen runden Tisch. Wir blieben nicht lange die einzigen Gäste. Männer der Nachschicht kamen und tranken ebenfalls Kaffee.

Wir sprachen in aller Ruhe den Fall noch einmal durch. Suko und Shao konnten kaum begreifen, dass sie zu Zombies geworden waren, aber es stimmte.

Miriam gab mir recht.

Die Zeit war stehengeblieben, vielleicht nur eine Sekunde, wer konnte es sagen. Doch was wir in dieser winzigen Zeitspanne erlebt hatten, war schon mehr als unwahrscheinlich.

»Dann müsstest dein Bentley ja auch zerstört sein«, sagte Suko zwischen zwei Schlucken Kaffee. Ich schüttelte den Kopf.

»Es war ja nur alles Einbildung. Den Wagen werde ich unbeschädigt vorfinden, und auch das Flugzeug wird normal landen. Es ist nichts geschehen.«

»Und trotzdem wärst du bald gestorben«, flüsterte Shao. »schrecklich, wenn man bedenkt, zu was Dämonen fähig sind.«

»Das stimmt.«

»Was hat dich eigentlich gerettet?« fragte Suko.

»Mein Kreuz. Ich hatte es mitgenommen. Und es ist mit mir eine Symbiose eingegangen. Die Kraft wurde übermächtig und hat das Zeitloch gestoppt. Es hat auch Asmodina wieder zurückgeschleudert, die ja«, jetzt schaute ich Miriam an, »dich übernommen hat.«

Die Frau schüttelte sich, als würde sie ein kalter Schauer überkommen. Dann strich sie ihr Haar zurück und fragte: »Wollen wir nicht gehen?«

»Ja.« Wir zahlten.

Draußen erwartete uns jemand.

Myxin, der Magier. Er stand auf der anderen Straßenseite, winkte und verschwand. Ich wollte noch hinterher, doch vorbeifahrende Wagen machten es unmöglich, die Fahrbahn zu überqueren. London erwachte.

Diese herrliche, prächtige Millionenstadt an der Themse war nicht zerstört. Es gab keine Trümmer, kein Entsetzen, keine Angst. Die Häuser standen wie zuvor. Das Grauen war gebändigt und nur als Alptraum spürbar. London lebte! Und ich freute mich wie selten zuvor in meinem Leben.

Eine Stunde später saß ich in meinem Büro. Der Portier hatte mich begrüßt, die Kollegen auch. Vielleicht waren sie ein wenig über meine gute Laune verwundert, als ich sie fragte, ob es ihnen gut ging. Auf meinem Schreibtisch lag die Uhr.

Sie lief wieder.

Dann hörte ich Schritte.

Glenda Perkins, meine Sekretärin kam. Ich sprang auf und lief ihr entgegen.

Sie riss die dunklen Augen auf und lächelte. »Nanu, was ist denn mit Ihnen, John?«

»Ich freue mich, dass Sie da sind.« Dann beugte ich mich über sie und gab ihr einen Kuss. Glenda wankte zurück und schnappte nach Luft. Hastig schaute sie sich um. Nein, uns hatte niemand gesehen.

»Oberinspektor John Sinclair«, flüsterte sie und wurde sogar noch rot.

»Wollen Sie Ihre Sekretärin immer so begrüßen?«

»Nur an bestimmten Tagen.«

»Und was sind das für Tage?«

»Das, meine liebe Glenda, erzähle ich Ihnen später einmal...«

**ENDE**